Dr. Richard Ruedolf

Der Fluch unserer Geschlechtsmoral

Ein Buch für Laien und Ärzte

*

1·9·2·6

Verlag Gesundes Leben / Rudolstadt (Thür.)

Dr. Richard Ruedolf

Der Fluch unserer Geschlechtsmoral

Dr. Richard Ruedolf

Der Fluch unserer Geschlechtsmoral

Ein Buch für Laien und Ärzte

*

1926

Verlag Gesundes Leben / Rudolstadt (Thür.)

Motto: Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können!

Gedruckt in der Breitkopf-Fraktur in den Werkstätten der Firma Mänicke & Jahn A.-G., Rudolstadt. Buchbinderarbeit ebenfalls von dort

Einleitung

Die Quelle aller menschlichen Entwicklung nach oben ist die Sehnsucht. Schopenhauer hat zur Triebfeder des menschlichen Handelns den „Willen" erklärt. Nietzsche warf die Frage auf: Der Wille wozu? und gab die Antwort: Der Wille zur Macht. Er hat ebenso recht wie Schopenhauer. Aber man kann weiter fragen: Die Macht wozu? Die Antwort darauf lautet: Die Macht, Besseres zu schaffen als ist.

In der Seele jedes Menschen schlummert ein Heimweh. Der müde Mensch, der Mensch des Alltags und der Mensch des Augenblicks verlegen das Land ihrer Sehnsucht in die Vergangenheit; sie träumen von Paradiesen und überlassen es einer Gottheit, sie durch die Pforten des Todes wieder in das vergangene Land zurückzugeleiten. Der lebendige Mensch, der höhere Mensch sieht das Land seines Heimwehs in der Ferne schimmern; solange er noch die selige weise Torheit der Jugend besitzt, möchte er im Sturm die Menschheit in dieses Land führen; wird er älter, so weiß er, er hat viel geleistet, wenn er der Menschheit auch nur einen kleinen Stein aus dem Wege geräumt hat, wenn er sie von einem Schritt nach rückwärts oder abseits des Weges zurückgehalten hat, oder wenn sie sich gar an seiner Hand dem Ziele auch nur ein weniges genähert hat.

Frau Maria Groener, die edle Frau, hat vor kurzem ein Buch der Öffentlichkeit übergeben: „Hominibus bonae voluntatis". Ich neige mich vor ihr; es ist die erste Frau, die ich kenne, die vor der Öffentlichkeit den Mut zu sich selber gefunden hat. Den Mut zur Weisheit anderer haben die gescheiten Frauen alle. Ihr Buch und sie selbst – auf Grund ihres Buches – sind teilweise sehr abfällig beurteilt worden; das ist das Los aller Menschen, welche das große Mitleid überkommt und die aus ihrem selbst die Scham überwindenden Mitleid heraus der Menschheit helfen wollen. Man kann Wagners Parsifal inhaltlich und musikalisch als eins der wunder-

vollsten Werke preisen und im Herzen doch nichts davon verstanden haben. Frau Groener hält zwar am Anfang des Buches noch Schopenhauer als Schild vor sich und am Schluß den Schild des Entsagens; aber dafür ist sie auch Frau. Auf das Entsagen sind allerdings seit etwa hundert Jahren auch alle männlichen Philosophen – Nietzsche ausgenommen – und Dichter eingestellt; auch Richard Wagner (Holländer, Lohengrin, Tristan, Ring, Parsifal); keiner bringt mehr den Mut und die Kraft auf, volklich wertvolle Menschen zum Sieg und zur Fortpflanzung gelangen zu lassen; sie enden alle im Verzicht oder im Untergang. Vielleicht drückt sich darin bereits das unbewußte Empfinden des Dichters für den Völkerdämmerungszustand aus, in dem wir uns befinden.

Frau Groener übersetzt die bona voluntas mit „gutem Willen". Aber das Wort „gut" deckt nicht ganz, was sie von den Lesern verlangt; sie fordert etwas viel Schwereres: Ehrlichkeit. Gut sein kann auch der Schwache; zur Ehrlichkeit gehört nicht immer, aber häufig, Stärke; manchmal recht viel Stärke. Namentlich zur Ehrlichkeit gegen sich selbst.

Die folgenden Ausführungen wenden sich wie das Buch Maria Groeners an Menschen ehrlichen Willens. Ursprünglich hatte ich nur die Absicht, an Frau Groener einen Brief zu schreiben. Sie bittet nämlich darum am Schluß ihres Buches. Aus dem Briefe an die eine Frau ist dann dies Büchlein geworden, mit der Bitte an viele, sich die darin aufgeworfenen Fragen ehrlichen Willens zu überlegen.

Durch die ganze Welt geht heute ein Besinnen der Völker auf sich selbst. Politisch findet es seinen auffallendsten Ausdruck in den faszistischen und völkischen Bewegungen, wissenschaftlich und kulturell in der Hervorholung der Rassenfrage. Wesensinhalt ist der „volkliche" Gedanke; der Gedanke, jedes Volk besitze seine besondere Eigenart, die auf seiner Blutsbeschaffenheit beruhe. Seine Leistungsfähigkeit als Volk und damit sein Wert für die Menschheit überhaupt hänge aufs engste mit seiner Eigenart und Blutsreinheit zusammen. Denn auch der Ein-

fluß, den der Boden und die Geschichte auf die Eigenart eines Volkes ausübe, führe letzten Endes auf das Blut zurück; das Blut lasse den Boden wählen und bedinge die geschichtliche und kulturelle Entwicklung. In jedem Volk sind es vorläufig noch beschränkte Kreise, in denen der volkliche Gedanke Wurzel geschlagen hat; aber aller Wahrscheinlichkeit bilden sie die Keime, aus denen die weitere Entwicklung der Völker hervorwachsen wird. Es hat zu jeder Zeit Richtungen innerhalb der Völker gegeben, in denen sich die schöpferischen und vorwärtsdrängenden Köpfe und Charaktere sammelten; als solche von einem neuen Gedanken angetriebene Schicht dürfte sich in Deutschland die dem volklichen Gedanken zugängliche über kurz oder lang erkennen lassen. Man kann Übelkeit empfinden, wenn man das Wort „völkisch" hört — das heute wegen seiner parteimäßigen Ausnutzung ein etwas zu enger Rahmen für den vollen Begriff geworden ist, weshalb der Ausdruck „volklich" in diesem Buche vorgezogen wird —, und deshalb doch ein braver Mann sein; aber man gehört dann bestimmt nicht zu der Sorte Menschen, in der jene vorher erwähnte Sehnsucht lebt, die allein den Willen des Schaffens über die Gegenwart hinaus, den Willen zu einer besseren Zukunft in sich birgt.

Gegenwärtig merkt man noch wenig von dem stillen, geheimen Wachstum, in dem die eigentliche Kraft jeder werdenden Entwicklung liegt; was sich heute breitmacht, ist noch ein vereinzeltes Gären und Wogen jugendlichen Mostes; bald drängt der schäumende Brei den einen, bald den anderen Gedanken vor, und ehe sich Richtiges, Bleibendes gestalten wird, werden noch viele alte und neue Tafeln zerbrochen werden müssen. Welche, wissen wir heute noch nicht; wir sehen auch noch nicht das „Wie?" und noch nicht das „Was an dessen Stelle?". Wir müssen gären und wachsen lassen; wir dürfen zweifeln und fragen; aber wo es ehrlich gärt — es gibt auch Komödianten der Sehnsucht und der Gärung —, da dürfen wir nicht rasch verneinen, nur ehrlich prüfen.

Auch an Tafeln, die fest stehen seit Jahrhunderten, die ver-

ankert sind an den starken Tauen der Religion und des herrschenden sittlichen Empfindens, beginnen Zweifel zu nagen. Das Buch der Frau Maria Groener handelt von den Beziehungen zwischen Mann und Frau, Jünglingen und Mädchen, auch von den geschlechtlichen. Unter den Frauen, die auf dem Boden des volklichen Gedankens stehen, ist Maria Groener wohl die geistvollste, und wenn die geistvollste Frau einer Richtung sich so ernst und eingehend mit der Geschlechtsfrage beschäftigt, ist das ein Mahnzeichen für die Richtung überhaupt: in dieser Frage und ihrer gegenwärtigen Lösung muß etwas stecken, gegen das sich irgend etwas im deutschen volklichen Empfinden sträubt. Ein anderer geistiger Vorkämpfer des Volklichen, Franz Haiser, rüttelt mit seiner Verköterungslehre seit Jahren an der gleichen Tafel, und ein dritter, Dr. Willibald Hentschel, greift mit seinem Vorschlag der Mitgartgärten sogar den Grundpfeiler des gegenwärtigen geschlechtlich sittlichen Empfindens, die Einehe, an.

Wo Rauch aufsteigt, ist auch Feuer. Die vorliegende Schrift will dem Brandherd nachgehen, und fordert zum Mitgehen auf alle, die imstande sind, über geschlechtliche Fragen nachzudenken, ohne ein anderes Anklingen von Empfindungen und Gedanken, als sie der Frauenarzt bei der Behandlung seiner Patientinnen, der Künstler oder die Künstlerin beim Betrachten eines weiblichen oder männlichen Aktes, der Philosoph oder Historiker bei der Erforschung der Geschlechtssitten erlebt. Wer empört ein Buch von sich wirft, weil es sein gegenwärtiges sittliches Empfinden verletzt, oder weil sein religiöses Gefühl sich dagegen aufbäumt, lege es ebenso umgehend aus der Hand wie der, dem jede Behandlung geschlechtlicher Fragen das Blut in Wallung bringt; es ist nicht für ihn geschrieben. Es ist bestimmt für Menschen, die Arzt sein wollen an unserem Volke im volklichen Sinn, und ernst und nüchtern mitsuchen und mit untersuchen wollen, wo sie am Volkskörper ein „Leiden", ein „Kranksein" verspüren.

I. Das Weib

Über das Weib weiß Bescheid nur das Weib. Die folgenden Ausführungen sind dem obenerwähnten Buch von Maria Groener: „Hominibus bonae voluntatis" (siehe Anzeige) entnommen. Sie sind aus dem Zusammenhang gerissen und sollen nicht ein Abbild des Buches geben, das Maria Groener geschrieben hat, sondern dienen den Zwecken der vorliegenden Schrift; wer also über das Groenersche Buch urteilen will, lese das Buch selbst und ziehe keine Schlüsse aus den Anführungen.

„In Indien ist es Sünde und Schuld, ein Weib, das nicht mehr Kind ist, innerhalb der vier Mondwochen ohne einen einzigen Beischlaf zu lassen. Wie ist das möglich im Lande der Askese? Wie stimmt solch Gebot zur Religion der Waldheiligen und Büßer, der Säulensteher, der Sonnenstarrer, der Handverdorrer? – Stärkste Bejahung neben höchster Verneinung? Nein, nur Recht und Gerechtigkeit einem jeden. Und das Recht des Weibes heißt Empfängnis." (Unter Empfängnis versteht M. Groener die Empfängnis des Samens schlechtweg, gleichgültig ob Befruchtung erfolgt oder nicht.) . . . „Bleichsucht ist Sünde, Blutung ist Sünde, Hysterie ist Sünde, Sünde des Mannes. Ritunacht, Vollmondnacht verstreichen lassen, ohne Stillung zu geben, ist Schuld." (M. Groener entwickelt hier eine eigentümliche Theorie, das Recht auf die Vollmondnacht, „ritu" des indischen Weibes, wonach monatlich innerhalb der menses ein ganz bestimmter, blutungsfreier Zeitpunkt eintritt, in dem das Weib der Befriedigung durch den Mann bedarf, einer bis zum höchstmöglichen Genuß gesteigerten Befriedigung. Wer sich dafür interessiert, lese in dem Buche nach; diese Einzelheit tut für unseren Zweck nichts zur Sache. In der europäischen medizinischen Literatur dürfte über die Erscheinung nichts zu finden sein.) „Der Mann hat es in seiner Macht, das Weib stark, froh, gesund und schön, oder

schwach, traurig, krank und häßlich zu machen." „In dem obenerwähnten Höhepunkte des Genusses erlebt das Weib seine Wandlung; aus dem schlafenden Weibe wird das erwachte; das Weib wird für einen Monat gütig, vernünftig, gerecht, demütig, hingegeben, wissend und weise. Solches Weib jagt keinen Mann in Daseinskampf, um ihm das Schönste und Reichste zur Stillung der Sehnsucht zu schaffen an Schmuck und Gewändern, solches Weib hascht nicht nach Zerstreuung, nicht nach Gelehrsamkeit, solches Weib verschuldet keinen Konkurrenzkampf, keinen Klassenhaß, keinen Rassenstreit, keinen Weltkrieg. Es ist satt und froh und stark. Das beglückte Weib. Wo ist es zu finden?"

„Voll sind Himmel und Erde vom Leid des Weibes. Mit dreizehn Jahren wird bei uns das Weib reif zur Liebe. Wie viele unserer Mädchen erleben beim ersten Ritu schon Stillung? Keines. Wie viele nach zwölf, nach vierundzwanzig, nach sechsunddreißig Reinigungen? Kaum eine. Schon beginnt Unnatur Herrschaft anzutreten. Mehr Blut fließt als sollte. Mehr Sehnsucht wird wach als gut ist. Wie jung auch ein Mädchen in die Ehe tritt, mit achtzehn, mit zwanzig, schon sind viele Reinigungen naturwidrig verlaufen. Ohne ihren gerechten Beschluß. Schon ist Müdigkeit da, Stumpfheit, ein Überreiz. Schon ist Empfinden eingeschlafen, abgestorben. Schon ist es schwer, solch Weib zu wecken. Schon bedarf es künstlicher Mittel, des Reibens, des Kitzelns, des erhitzenden Getränkes. Alles Dinge, die das reine Mädchen im Tiefsten abstoßen. Und mit Recht; denn es war gesund und ist nun durch langes Warten krank. Kann es dafür? Ist das *seine* Schuld? — Dem kranken Körper tut jede Berührung wehe, jede erzeugt Ekel und Abscheu. Noch mehr nach innen eilt verschüchtertes Blut, noch kälter wird die Haut, noch unempfindlicher das ganze verängstigte Menschenkind.

Und wie steht es mit dem nicht mehr jungen Mädchen? Es lebt im chronischen Überreiz oder in der Hast einer Arbeit oder in der apathischen Müdigkeit einer Entsagung. Und lebt noch glücklicher als der Großteil der Ehefrauen, die, nie erwacht,

die eheliche Pflicht als eine Strafe und Schmach empfinden oder die, ewig bis nur zur zweiten Station aufgepeitscht, in stetem, unstillbarem sexuellen Überreize leben" (M. Groener unterscheidet drei Stationen im Genuß des Weibes. Ein schmerzendes, unruhvolles Sehnen und Beklommensein; ein schwebendes seliges Wiegen und Wallen, wohliges Dehnen und Kreisen; den Orgasmus, einen ungeheuer gesteigerten Wonnekrampf); „die ersteren, dem Manne ewiger Vorwurf und er steter Pantoffelheld; die letzteren, dem Manne stete Qual und er ewiger Pascha.

Und das alles, weil das Weib, weil es sich überwartet und überfreut und übersehnt hat, solange nicht zum Orgasmus kommt, indes der Mann, zermürbt durch den Daseinskampf und zuchtlos geworden durch Gleichgültigkeit und Echolosigkeit des Weibes, zu rasch zu seinem Höhepunkte kommt und das Weib verläßt, ehe dieses zur Ruhe gekommen ist. So ferne sind wir von uns selbst, daß heute kaum ein Weib über sich selbst Bescheid weiß." – –

„Und so steigt es auf vor uns, das uferlose, grauenhafte Meer der Perversitäten, die im Grunde letzten Endes keine sind. Das Freudenhaus mit allen raffiniertesten Spielen der Liebe steht vor uns auf. In Zeiten der Kastenordnung war das Freudenmädchen ein Weib für sich, ein Weib, das Lust hatte am Wechsel der Geliebten, das nicht Mutter sein wollte, sondern nur Spielzeug der Liebe. Das Freudenmädchen von damals mit dem Liebhaber auf Zeit und das Freudenmädchen von heute, die Prostituierte, die fünfzehn-, zwanzigmal hintereinander sich hingeben muß: Welt der Freude neben Welt des Leides. Ehemals heitere Spielart der Natur, heute mechanisches Werkzeug im Dienste überreizter oder seelisch leidender Männer!"

„Schmalschultrig, breithüftig, kurzbeinig, niedrig gewachsen. Wir kennen sie, die Schopenhauerworte. Aber wir fragen: warum denn ist das Weib so, wie Schopenhauer es zeichnet?

Weshalb schmalschultrig? Weil soviel Wünsche ohne Erfüllung. Weil kein frohes und befreites, geruhsames Atmen den Brustkasten weitet, sondern Sehnsucht und Überreiz stoßweise,

kurz, ungenügend ihn atmen läßt. Und wie die Atmung, so ihr Haus, der Brustkorb. — Warum breithüftig? Weil gar soviel Befriedigungsstätte des Mannes ohne eigene schwingende, schleudernde, schmal und geschmeidig erhaltende Resonanz. — Warum kurzbeinig? Weil seit Generationen und Abergenerationen unbefriedigt, leibgesenkt, müde, schwer und breitbeinig schreitend in ungestillter, weher Erwartung. — Warum niedrig gewachsen? Weil da kein jauchzendes, elastisches Hochrecken ist, wo der Höhepunkt der Liebe nicht gekannt ist, und wo das ewige Warten darauf stolzes, zuchtvolles, gotisch gestrecktes Schreiten verwandelt in niedergepreßte Schultern, wiegenden Gang, schweres Treten, gesenkten Nacken. Habt ihr das Weib erfüllter Liebe gesehen, das seltene eine unter den tausend Frigiden? Stolz schreitet sie, schlank und rank. Volle Schultern, pralle kleine Brüste, schmal gehüftet, hoch geschäftet. Schöner ist sie als der Mann mit den überbreiten Schultern und überschmalen Lenden, den Lenden chronischer Verekelung, den Schultern des Austobens der natürlichen Triebe in künstlicher Ermüdung durch Turnen, Ringen und Schwimmen. Unschön ist schmalschultriges, breithüftiges Weib von heute; unschön ist schmalhüftiger, breitschultriger Mann von heute; schön ist glücklich befriedigtes Paar, so Mann, so Weib, geradlinig von oben bis unten: Mannesschultern nicht breiter als die Lenden; geschaffen zu zartem Umfangen, nicht zu tollpatschigem Erdrücken; Weibeshüften nicht breiter als seine Brust; geschaffen nicht zur Lust des Mannes, sondern zur Stillung des Weibes."

Ob physiologisch alles stimmt, was Maria Groener schreibt, sei dahingestellt[1]). Tatsache ist die ungeheure Anzahl unzufriedener, seelisch leidender, unglücklicher Frauen und Mädchen.

---

[1]) Die Ärztin Frau Dr. M. von Kemnitz nimmt z. B. als Ursache der überaus häufigen „Kälte", der geschlechtlichen Fühllosigkeit der Frauen, die örtliche Entfernung der Klitoris vom Scheideneingang an, die eine Folge des aufrechten Ganges des Menschen und der damit verknüpften körperlichen Höherentwicklung des Menschen, sowie der Gebäraufgabe der Scheide sei. („Erotische Wiedergeburt", von M. von Kemnitz.) Sie behauptet, das Wollustgefühl der Frau beschränke sich auf die Klitoris, während die Nervenstränge des Scheideneingangs lediglich anregend, „erogen" wirkten. Viel Wahrscheinlichkeit hat diese Hypothese nicht für sich; einmal pflegt die

Diese Tatsache berechtigt und verpflichtet den um sein Volk Sorgenden zum Forschen nach der Ursache oder den Ursachen, und jede Möglichkeit der Beantwortung muß von dem gewissenhaft Forschenden in Erwägung gezogen werden. Das Weib ist mehr Geschlechtswesen als der Mann; das ist kein Zweifel. Körperlich und seelisch ist es dem Verhalten seiner geschlechtlichen Einrichtungen in weitgehendem Maße unterworfen; man denke nur an die tief eingreifende regelmäßige Erscheinung der Menstruation und an die noch tiefer eingreifende gelegentliche der Mutterschaft. „Alles am Weibe ist ein Rätsel, und alles am Weibe hat eine Lösung: sie heißt Schwangerschaft," sagt Nietzsche. Schopenhauer begründet sein Eintreten für die Polygamie der Männer nicht nur mit dem Bedürfnisse der Männer, sondern auch mit dem Glück des Weibes: „Dadurch wird auch das Weib auf ihren richtigen und natürlichen Standpunkt, als subordiniertes Wesen, zurückgeführt, und die Dame, dies Monstrum europäischer Zivilisation und christlich germanischer Dummheit, mit ihren lächerlichen Ansprüchen auf Respekt und Verehrung, kommt aus der Welt, und es gibt nur noch Weiber, aber auch keine unglücklichen Weiber mehr, von welchen jetzt Europa voll ist." Frenssen hat einen Roman geschrieben, der ihm sehr verdacht wurde, weil darin soviel von Weibes geschlechtlicher Not die Rede ist: Hilligenlei. Ist M. Groeners Buch etwas anderes als ein einziger Schrei von Weibes Not? Ist nicht die Tatsache der unendlichen Summe weiblichen Unbefriedigtseins und weiblichen Unzufriedenseins ein weher Notschrei? Und ist es nicht vielleicht das Nächstliegende bei dem Suchen nach der Ursache dieser allgemeinen Unzufriedenheit, an das zu denken, was

Natur in solchen Dingen nicht so ungeschickt zu verfahren, und dann müßte sonst doch wohl auch die Reizung der Klitoris zu einer vollen Befriedigung der Frau führen können. Das dürfte aber sehr selten der Fall sein. Viele Frauen empfinden im Gegenteil jede Reizung der Klitoris als unangenehm; bei den anderen wirkt sie höchstens anregend. Das Heilmittel der Frau von Kemnitz, die psychogene Erregung, käme so, wie sie es meint, nur für die obersten Dreitausend (geistig gemeint) in betracht. (Der Ausdruck „oberste Zehntausend" ist veraltet; oberste Zehntausend gibt es schon lange nicht mehr.)

das Gemeinsamste für alle Frauen ist, worauf sich ihr weibliches Wesen gründet, und um das herum sich ihr ganzes Dasein abspielt, an das Geschlechtliche?

Um hier ja kein Mißverständnis aufkommen zu lassen: es handelt sich nicht etwa um ein bewußtes Verlangen nach dem Manne und geschlechtlicher Umarmung. Von unseren deutschen jungen Mädchen empfindet sicher ein großer Teil mit vierzehn Jahren noch keinerlei Bedürfnis nach geschlechtlichem Verkehre und viele dürften mündig geworden sein, ohne je ein bewußtes Verlangen nach dem Manne verspürt zu haben. Aber der Körper des jungen Mädchens kann längst den Mann begehrt haben, ehe sich in die Träume seiner Seele das fleischliche Bild des Mannes mengt, und die Nichterfüllung des Begehrens kann sich hundertfach in seelischem Unbefriedigtsein, seelischen Sehnsüchten und seelischen Leiden gespiegelt haben, ehe die wirkliche Ursache mit im Spiegel der Seele auftaucht. Darin hat M. Groener unzweifelhaft recht. Wenn M. Groener dann die soviel weiter gehenden Folgerungen sowohl auf die seelische wie auf die körperliche Beschaffenheit des heutigen Weibes zieht, so kann man ihr auch dafür die Berechtigung nicht ohne weiteres abstreiten; denn die Widerlegung der Richtigkeit ihrer Hypothesen wäre nur durch die Erfahrung, das Experiment möglich. Tatsachen sind jedenfalls die starke, fast immer günstige Änderung im Wesen des Weibes, die durch Aufnahme und Pflege des geschlechtlichen Verkehrs mit dem Manne eintritt, und die meist ungünstige Wirkung, die sich bei dauerndem Fehlen des Verkehrs an der „alten Jungfer" zeigt. Ob diese Erscheinungen lediglich durch das Erleben oder Nichterleben der nervösen Erregung hervorgerufen werden oder ob hier stoffliche Vorgänge mitspielen, ist eine bis heute eigentlich noch gar nicht aufgeworfene Frage. Aber vielleicht hat Frau Groener mit ihrer Meinung, der männliche Samen werde vom weiblichen Körper in richtigem Sinne „empfangen", auch wenn keine Befruchtung eines Eies eintritt, sogar im physiologischen Sinne nicht unrecht. In unsere ganze Ernährungslehre ist durch die Entdeckung der „Vitamine" ein

neuer Zug hineingebracht worden. Verschiedene Nahrungsmittel enthalten in sehr geringen, gegenüber den anderen Bestandteilen verschwindenden Mengen Stoffe, die für Menschen und Tiere lebensnotwendig sind. Entzieht man dieselben der Nahrung, so geht das Lebewesen zugrunde, auch wenn die sonstige Zufuhr an Eiweiß, Fett, Kohlehydraten und Salzen überreichlich ist. Vielleicht enthalten Samen und Samenflüssigkeit des Mannes Stoffe, die von den weiblichen Schleimhäuten tatsächlich aufgenommen werden und wenn auch nicht lebensnotwendig, so doch lebensfördernd wirken, indem sie die Entwicklung des Weibes zum weiblichen Vollwesen begünstigen oder überhaupt erst ermöglichen. Dann entzöge man dem Weibe, indem man dessen Tugendhaftigkeit vor allem in der geschlechtlichen Enthaltsamkeit gipfeln läßt, damit bis zu einem gewissen Grade die Möglichkeit, Vollmensch zu werden. Die Eigenschaft, als „reiner Engel" zu gelten, wäre dann also nicht etwa durch eine Höherwertigkeit als Mensch, sondern durch eine Minderwertigkeit als Mensch erkauft. Fälle, wo christliche Höherwertigkeit durch menschliche Unterwertigkeit zum mindesten erleichtert wird, sind ja in der christlichen Moral nicht selten.

Jedenfalls vermag die Ablehnung aus sittlichen, religiösen oder sonstigen gefühlsmäßigen Gründen die Hypothese der Frau Groener, das gesamte weibliche Elend der Gegenwart hänge mit der geschlechtlichen Unbefriedigtheit des weiblichen Körpers unmittelbar oder mittelbar zusammen, nicht zu erschüttern. Wir können nur weitere Fragen an die aufgeworfene Frage anknüpfen, von denen die Hauptfrage ist: würde der Versuch einer Lösung der Frage im Sinne einer Beseitigung der von Frau Groener hypothetisch angenommenen Ursache möglich sein? Hätte die Beseitigung Nachteile, die noch schlimmer wären als das jetzt vorhandene Leid und die jetzt vorhandenen Nachteile; hätte sie noch weitere Vorteile; könnten zu erwartende Nachteile vermieden werden? Drängen vielleicht noch andere Erscheinungen auf eine Änderung dessen hin, was auf dem betretenen Gebiete herrschende Meinung und Sitte ist?

II. Der Mann

„So ungeheuer, so entsetzlich weit haben wir uns von uns selbst entfernt, daß wir um all dies Schlicht-Natürliche nicht mehr wissen. Wir haben vergessen, was Unterschied ist zwischen Mann und Weib: Das Weib braucht die Liebe, braucht den Mann. Der Mann ist frei, ist nicht mehr naturgebunden; er hat jeder Zeit Kraft zur Liebe und kann darum auch jederzeit ganz entsagen. Der Mann bedarf der Liebe nicht.“ Ja, so sagt M. Groener, die Frau; aber sie ist im Irrtum. Wo der Mann der Liebe nicht hat, entsteht Not, Mannesnot. Sie ist vielleicht nicht so tiefgehend wie Weibesnot, weil der Mann durch mehr andere Aufgaben in Anspruch genommen ist und mehr in seinen Aufgaben aufzugehen vermag wie das Weib. Sie greift daher auch wohl nicht so tief in das körperliche und seelische Leben ein wie beim Weibe, obwohl das auch je nach Naturanlage sehr verschieden sein kann. Aber die Not besteht, und mit ihr die gleiche Frage wie bei Weibesnot: ist sie unvermeidlich, liegt in ihr eine innere Notwendigkeit vor, oder ist sie vielleicht nur eine Folge menschlicher Verkehrtheiten, menschlichen Wahnes, menschlichen Abirrens vom Wege der Natur?

Viel stärker und früher als beim Weibe erwacht beim Manne mit dem Wissen um die Geschlechtsvorgänge das Verlangen nach dem Weibe, der Wunsch, es zu besitzen. Das Mädchen kann über alle Vorgänge genau unterrichtet sein, ohne ein sinnliches Verlangen zu spüren; es bedarf dazu in der Mehrzahl der Fälle eines besonderen Erweckens durch einen Freund oder eine Freundin. Im Knaben erwacht fast stets mit dem Wissen gleichzeitig auch das sinnliche Begehren. Und wo ungestilltes Begehren ist, ist Not. Es wird wenig Männer geben, die nicht dieser Not zwischen erstem Wissen und erster wirklicher Erfüllung unterworfen waren. Eine Geschichte dessen, was an Werten, körperlichen, geistigen und seelischen, als Folge dieser Not verloren gegangen ist, ist noch nicht geschrieben wor-

den; die Verluste dürften auch kaum statistisch zu erfassen sein. Das Ergebnis wäre wahrscheinlich erschütternd. Ich meine nicht die verhältnismäßig seltenen Fälle gänzlichen Zugrundegehens, sondern die Summe dessen, was bei „normalem" Überstehen jener Jahre verlorengeht.

Dann kommt die Zeit der Erfüllungsmöglichkeiten, und mit ihr, namentlich für die edleren Naturen der gebildeten Kreise, der Zwiespalt, nach Erfüllung zu begehren und dabei rein bleiben zu wollen, und sie fast nur finden zu können, indem in Schmutz gegriffen wird. Im Fall des Entbehrens wie im Fall der Befriedigung an unreinen Quellen leidet der Mann Not. Die Medizin lehrt, völlige geschlechtliche Enthaltsamkeit bringe dem Manne keinerlei Schaden. In rein medizinischem Sinne dürfte das richtig sein; zum Sonderarzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten dürfte die Enthaltsamkeit noch kaum einen jungen Mann getrieben haben. Aber nehmen wir einmal den Fall an, der junge Mann leide doch seelisch, sich selbst unbewußt, unter der Enthaltsamkeit, würde ein Arzt geneigt sein, seelische Erscheinungen, wie finsteres mürrisches Wesen, Launenhaftigkeit, Melancholie, Menschenscheu auf Keuschheit zurückzuführen, und wird er nicht eher alle anderen Kuren verschreiben als die einzig taugliche, den Verkehr mit einem Mädchen? Liegt hier nicht genau dasselbe vor wie bei der Launenhaftigkeit, den Verstimmungen, der Schwermut, dem Aufgeregtsein der Mädchen? Tatsächlich bestehen eben heute noch so gut wie keine wissenschaftlichen Untersuchungen und Grundlagen zur Beurteilung des Zusammenhangs zwischen Seelenleben und Enthaltsamkeit, und als Arznei ist der Mann für die Frau und die Frau für den Mann noch in keiner Pharmakopoe (Arzneibuch) angegeben.

Dann kommen die Jahre der Ehe, für den Germanen in Liebes- und Neigungsehen Jahre, in denen die Not ein Ende hat. Aber die Reihe dieser notlosen Jahre ist auch hier nicht endlos, sondern begrenzt, manchmal enger, manchmal weiter, je nach der Natur des Mannes und je nach der Beschaffenheit des Weibes. Es tritt eine Zeit ein, in der sich des Mannes das

Gefühl bemächtigt, dem ein Fürst einmal mit den bekannten Worten Ausdruck gegeben hat: „Ja mei, halt alleweil die Theres"; es hatte ihm einer Schmeicheleien über das blühende und jugendliche Aussehen seiner hohen Gemahlin gesagt. Dann beginnen wieder Zeiten der Not und des Leidens, unmittelbar für den Mann und mittelbar für seine Frau, ganz einerlei ob der Mann entsagt oder ob er nicht entsagt. Und die Not schreitet weiter, wenn die Haare des Mannes grau zu werden anfangen, wenn er sich den Fünfzigern nähert und sie überschreitet. Dann glüht in ihm das Begehren nach jungen Weibes Liebe und Körper neu auf, womit er sich selbst Jugend zurück zu erzwingen hofft; die ihm Zeugnis und Trost sein sollen, immer noch jung genug zu sein, jungen Weibes Liebe erringen und nähren zu können. Je nach der Anlage des Mannes ebbt dann die Welle des Blutes allmählich ab, und das sinnliche Begehren schlummert ein oder regt sich nur mehr gelegentlich, ohne tiefere Entsagungsschmerzen zu verursachen. Manchmal aber wiederholt sich auch die Erscheinung der Fünfzigerjahre noch einmal im hohen Alter; es entstehen dann mitunter jene tragischen Fälle, in denen bis dahin unbescholtene Siebzigjährige ins Zuchthaus wandern, weil sie sich an Kindern vergriffen haben. Sie sind wirklich mehr tragisch als schmutzig, weil, unbewußt, der tiefste Grund solcher Handlungen meist gar nicht die sinnliche Gier ist, sondern ein verzweifeltes Sichanslebenklammern, ein von der Welt nicht Abschiednehmenwollen.

III. Die eine Seite

Wir wollen einmal annehmen, es sei auf geschlechtlichem Gebiete alles ganz anders wie es ist, und daran die Frage knüpfen, was würden oder könnten daraus für Folgerungen entstehen. Dabei sei betont, es handelt sich wie im Vorhergehenden und wie im ganzen Buch nicht um Forderungen und Zielsetzungen, sondern um ein Zur-Erwägung-stellen. Die Verbindung des geschlechtlichen Verkehrs mit dem Begriff der Sünde, des Unrechts, der Schuld, der Schande sei aus der Welt geschafft; er lebe in der sittlichen Empfindungs- und Begriffswelt lediglich als ein natürlicher Vorgang, der aus der Art unseres körperlichen Baues ebenso selbstverständlich hervorgeht wie die Tätigkeit des Herzens, der Lunge, der Gallenblase, des Darmkanals usw.

Zunächst wird sich ja wohl hier die Religion mit ihrem Einspruch melden. Aber man gehe einmal vorurteilslos alle Religionen durch: ein wesentlicher Eingriff würde dabei lediglich in die katholische Religion erfolgen, und zwar auch hier nicht in das Wesen des Katholizismus als Religion, sondern lediglich in das hierarchische Gefüge des Katholizismus. In der Ohrenbeichte hat sich das katholische Priestertum ein außerordentliches Machtmittel geschaffen, und die allgemeine Anwendbarkeit dieses Machtmittels auf so ziemlich jedes katholische Menschenkind beruht in der Verbindung des Geschlechtslebens und jedes Gedankens daran mit dem Begriff der beichtpflichtigen Sünde. Die Macht des beichtehörenden Priesters beruht auf seiner Kraft zu lösen und zu vergeben. Gäbe es auf dem geschlechtlichen Gebiete nichts mehr zu vergeben und zu lösen, so würden die Ansprüche an die vergebende Kraft des katholischen Priesters gegen jetzt auf einen ganz kleinen Teil zusammenschrumpfen. Für das Wesen des katholischen wie für das jeden anderen Glaubens würde das Wegfallen dieser Sünde überhaupt nichts bedeuten. Würde man den für einen „Ketzer" halten können,

der alle Lehren der katholischen Kirche aufs innigste glaubt, aber an den sündhaften Charakter des geschlechtlichen Verkehrs zwischen Mann und Weib nicht zu glauben vermag?

Wesentlich mit auf dem Charakter des Geschlechtsverkehrs als etwas Sündhaftem, Verbotenem beruht die Heimlichkeit, mit der der Knabe und das Mädchen zuerst von diesen Vorgängen erfährt, an verborgenen Stellen, mit Betonung des Schmutzigen, meist auch noch mit dem bewußten oder unbewußten Wunsch, Freude am Schmutzigen zu erwecken, den Mitsünder zu schaffen, damit sich die „Schuld" auf mehrere verteilt. Das natürlich veranlagte Kind würde ohne diesen Charakter des Verbotenen, des Sündigen von den Dingen wahrscheinlich später erfahren als jetzt; denn im frühen Alter würde es nicht danach bohren, wenn nicht der Reiz des Verbotenen es umhüllen würde, und wenn gelegentlich auftauchende Neugier sachlich beantwortet würde, was bei einer allgemeinen sündlosen, unbefangenen Beurteilung des Geschlechtslebens sich von selbst ergeben würde. Die Schwierigkeit: „Wie sag' ich's meinem Kinde" würde sehr gemildert sein. Das Auftauchen dieser Frage in unserer Zeit kann ebenfalls als Zeichen gewertet werden, wie das Gefühl, es ist auf diesem Gebiet nicht alles so, oder sagen wir gleich, es ist alles nicht so, wie es sein könnte und wie es sein sollte, überhandnimmt und nach Ausdruck ringt.

Treten die Kinder dann in das Alter und in den Besitz des Wissens ein, so wird eine Folge dieses Wissens, namentlich wie schon gesagt, beim Knaben, bereits die Begehr nach Erfüllung sein. Der Aktivere wird auch zumeist in diesem Alter der Knabe sein, und er wird — in dem theoretisch angenommenen Zeitalter, in dem alles anders ist — Befriedigung suchen und finden — denn es steht ja keine versagende Moral im Wege — im geschlechtlichen Spiel mit der Altersgenossin, dem kleinen Mädchen. Das klingt nun unseren an die heutige Moral gewöhnten Ohren ungeheuerlich, und ohne weiteres wird das Urteil der heutigen Moral: „So früh schon verdorben", sich auf unsere Lippen drängen. Aber man überlege es sich einmal ganz ruhig, ob dieses Urteil sachlich eigentlich berechtigt, in der Sache

selbst mit Notwendigkeit begründet ist. Wie jeder Arzt und jeder Lehrer weiß, entgehen ganz wenige Knaben in ihrer geschlechtlichen Not dem Ausweg, was sie auf natürlichem Wege nicht erreichen können, auf anderem Wege selbst hervorzurufen; bei den Mädchen ist es ebenso; nur ist hier das bewußte Handeln nicht so häufig, weil ihnen durch den Bau des weiblichen Körpers mehr Wege der unbewußten Befriedigung offenstehen. Wenn es nicht übertrieben und nicht in schamlos offener Weise geschieht, wird heute niemand deshalb den Knaben oder das Mädchen als „verdorben" betrachten; würde man aber einen zehn- bis zwölfjährigen Knaben mit einem gleichaltrigen Mädchen in geschlechtlichem Spiele beobachten, würde man entsetzt sein über die Verdorbenheit dieser Kinder. Aber in Wirklichkeit liegt doch hier offenbar eine glatte Begriffsverwirrung vor. Das Natürlichste wäre ja wohl, die Kinder wüchsen überhaupt unwissend auf, bis sie geschlechtsreif geworden sind. Nachdem dies nun einmal wahrscheinlich seit Jahrtausenden nicht mehr der Fall ist, und schon der Knabe nach Befriedigung sucht, müßte man doch wohl viel eher den Knaben oder das Mädchen als „verdorben" betrachten, welche die Pfade der Natur verlassen, als jene, welche den Geboten der Natur folgen und dahin gehen, wohin sie ihr natürlicher Trieb weist. Die Natur ist eine sehr strenge und scharfe Richterin, und sie fällt ihr Urteil über den, der von ihrem Standpunkt aus mehr oder weniger „verdorben" ist, indem sie ihn mehr oder weniger „verdirbt". Es ist sehr unwahrscheinlich, daß die Natur den natürlichen geschlechtlichen Verkehr zwischen Kindern, der ja immer mehr Spielerei als etwas anderes wäre und von der Natur selbst in Schranken gehalten würde, strafen würde. Über die mehr oder weniger großen physiologischen und psychischen Schädigungen, mit denen sie unsere Mädchen und noch mehr unsere Knaben für ihre Sünden wider die Natur heimsucht, besteht nicht der mindeste Zweifel. Diese Schädigungen fielen alle oder mit verschwindenden Ausnahmen weg, wenn das Urteil der Schule und der Eltern den intimeren Verkehr der Kinder als etwas Harmloses hingehen lassen würde.

Die ruhige Überlegung solcher Dinge wird uns immer getrübt, weil wir von unseren Predigern der Moral zu sehr daran gewöhnt sind, solche Dinge sofort in maßloser Übertreibung zu sehen. Gar manchem Leser werden beim Durchlesen des eben Gesagten Bilder förmlicher Orgien zwischen Kindern vor Augen geschwebt haben. Aber dies würde sicher nicht der Fall sein; wie bei den Erwachsenen, würde sich der Verkehr von selbst auf ein natürliches Maß einstellen. Wer Kinder beobachtet, kann schon sehr früh, häufig schon bei vier- und fünfjährigen Knaben und Mädchen feststellen, wie sich unter ihren Freundinnen und Freunden die Neigung auf ein einzelnes Kind besonders sammelt; schon ganz früh „wirbt" der Knabe um die Gunst eines bestimmten Mädchens, und das Mädchen zeichnet einen bestimmten Knaben besonders aus. Dieses „Liebesverhältnis" — etwas anderes ist es nämlich seiner Art nach nicht, auch wenn es da noch sehr platonisch ist — würde dann später, wenn auch noch im Kindesalter, vermutlich auch körperlichen Umgang in sich schließen; er würde dann wohl zur Freundschaft gehören, und die Freundschaft kann dabei, gute Anlagen der Kinder vorausgesetzt, genau so keusch und schön bleiben wie vorher. Irgend etwas von Ausschweifungen, Orgien oder gar gemeinsamen Orgien müßte dabei so wenig damit verknüpft sein wie es in dem Verkehr der Erwachsenen bei gesund veranlagten Menschen damit verkettet ist. Selbstverständlich wird man die Kinder niemals absichtlich auf die Wege der Geschlechtlichkeit hinführen, sondern sie solange wie möglich im Zustande der Unschuld zu erhalten suchen; aber wenn es damit vorbei ist, wird man das Gewährenlassen als das geringere Übel im Vergleich zur heutigen Verdammnis und ihren Folgen betrachten.

Nach Überwindung der Pubertät wird sich die Neigung namentlich der Mädchen von den gleichaltrigen Genossen abwenden; es tritt dann heute, wenn die Möglichkeit und die Freiheit dazu gegeben ist, meist die eigentümliche Erscheinung ein, daß sich der Jüngling zu der älteren, oft sehr viel älteren Frau und das Mädchen zu dem viel älteren Mann hingezogen fühlen. Shaw hat die Erscheinung in seinem „Cäsar und Kleo-

patra" dramatisch verwertet. Psychologisch erklärt sie sich vielleicht in dem unbewußten Bedürfnis, die stärker erwachende neuartige Liebesregung mit dem gewohnten väterlichen oder mütterlichen Liebesschutz zu verbinden, das unbekannte, in mancher Hinsicht unheimliche neue Gefühl gleichzeitig unter väterliche oder mütterliche Verantwortung zu stellen. Vielleicht verfolgt die Natur damit auch die Absicht, die jungen, an der Grenze zwischen reif und unreif stehenden Menschen vor allzu früher Fortpflanzung zu schützen, und auch den heranwachsenden Menschen insofern reifer zur Ehe zu machen, als dabei dem jüngeren Geschlecht die Erfahrungen des älteren übermittelt werden. Es scheitern heute viele Ehen an der Unerfahrenheit, mit der namentlich die Frau, nicht selten aber auch der Mann in die Ehe treten. Auch für diesen Zeitabschnitt würde die Umwertung der Moral kaum andere als vorteilhafte Folgen haben; man muß sich bei der Überlegung hierüber nur immer, wie schon gesagt, von dem Gedanken fernhalten, als ob als notwendige Folgen davon Mißbrauch und Ausschweifungen eintreten müßten. Das wäre beim gesunden Menschen sicher nicht der Fall. Wo jetzt Ausschweifungen eintreten, ist es fast immer eine Folge der herrschenden Moral, welche die Befriedigung der geschlechtlichen Bedürfnisse im natürlichen Ablauf des Lebens hemmt und verhindert, und dadurch die Menschen verleitet, bei gegebener Gelegenheit die seltene „Gelegenheit" auszunützen und sich durch Übertreibung, durch ein Zuviel für das sonstige Zuwenig zu entschädigen.

In jedem Weibe steckt auch später noch eine Königin, die herrschen will, und gleichzeitig ein Kind, das gehätschelt und geführt sein will. Der junge Mann, namentlich der besseren Stände, sieht häufig nur die Königin in der Geliebten, und enttäuscht das Kind, wie er vom Kinde enttäuscht wird. Die nicht seltene Überlegenheit des gereiften und älteren Mannes im Werben um das Weib über den jüngeren beruht auf seinem Wissen, das Kind im Weibe richtig zu nehmen, ohne der Königin zu nahe zu treten. Hier liegt auch die Lösung des gelegentlich auftauchenden Rätsels, wie ein Weib gleichzeitig einen jüngeren

Mann aufrichtig lieben und einem älteren aufrichtig ergeben sein kann; dem jüngeren schenkt die Königin ihre Gunst; in der Obhut des älteren fühlt sich das Kind wohlig geborgen. Über das Kind, das der liebende Mann dem Weibe gegenüber bis in seine letzten Tage bleibt, ist sich jedes Weib bereits im Alter von zwanzig Jahren im klaren; darum ist auch jedes Weib dem Manne, der sie liebt, sofort überlegen.

In den Altersstufen, die auf die zwanziger Jahre folgen, würde sich durch die gedachte Umwertung der Werte beim Manne nicht sehr viel ändern; der Bauernbursch, der junge Handwerker und Kaufmann, die Studenten pflegen da auch heute schon ein „Verhältnis" zu haben. Eine gewisse Verschiebung würde wohl in den besseren Kreisen eintreten insofern, als sich die Studenten, die Offiziere, die Künstler ihre Mädchen nicht mehr ausschließlich aus geringeren Kreisen holen würden, sondern ihnen Freundinnen aus den eigenen Kreisen geben würden, was sie nicht entbehren können oder mögen. Entsteht daraus eine Heirat, so wäre damit nur allgemein geworden, was auch jetzt schon, wenn auch vereinzelt, vorkommt, und in geringeren Kreisen in manchen Gegenden seit jeher allgemeine Sitte ist. Entsteht daraus keine Ehe, so würde dadurch mindestens in den gebildeten Kreisen die Zahl der alten Mädchen, welche niemals den Mann kennengelernt und deren Alter keine Rückerinnerung an einen Liebesfrühling verklärt, erheblich geringer werden. Für die Frauenwelt wäre die Änderung größer und einschneidender, aber auch kaum von Nachteil. Vermutlich würden überhaupt mehr Mädchen heiraten als jetzt; aber auch die ledig gebliebenen Mädchen würden an Lebensinhalt reicher werden. Jugendlichen Streichen und Verführungen erliegen Mädchen aus allen Kreisen; man wird sehr selten eine ledig gebliebene Frau finden, die in ihrem Alter mit Reue an einen sogenannten Fehltritt zurückdenkt oder ihn aus ihrem Leben gestrichen haben möchte. Es ist ja auch ganz selten, daß ein Mädchen ihrem Verführer die Verführung nachträgt, selbst dann, wenn er sich nachträglich nicht besonders schön benimmt; es denkt fast immer mit einer gewissen Wärme an ihren ersten

Verführer zurück. Die Verhältnisse selbst würden dabei sicher reiner, keuscher, inniger, schöner und dauerhafter werden, schon aus dem einfachen Grunde, weil die gegenseitige Auswahlmöglichkeit eine viel größere wäre, und das Zueinanderkommen harmonischer Paare um das vielfache erleichtert wäre. Unter den heutigen Verhältnissen ist für allzu viele junge Männer die Zugänglichkeit eines Mädchens allein schon ein genügender Grund, um zuzugreifen; „zwei Tiere finden einander", würde Nietzsche sagen. Auf der anderen Seite erleichtert der gleiche Umstand Männern, welche sich aus der Verführung einen Sport machen, das Handwerk; manches Mädchen erliegt einem solchen Manne, dem es nie erliegen würde, wenn es sich einem anderen anschließen könnte, unter anderen Auswahl hätte. In einem Zeitalter, wo ein Mädchen sich einem Manne, den es gern hat, ohne Scheu vor der Gesellschaft schenken kann, und umgekehrt ein Mann sich einem Mädchen, wird die Erreichungsmöglichkeit dieses Zweckes niemals, wie jetzt häufig, den Ausschlag für das Eingehen eines Verhältnisses geben können, sondern entscheidend für die Wahl werden andere Eigenschaften, Schönheit, Liebenswürdigkeit, Charakter, Geist usw. sein. Es wird also schon das bloße Verhältnis auf Grundlagen gestellt sein, auf denen sich eine dauerhafte Ehe aufbauen kann, wenn sich die angenommenen Eigenschaften im Verkehr als wirklich vorhanden bewähren; sie werden infolgedessen auch öfter zu dauernden Ehen führen.

Umwälzend würde die Umwertung, so scheint es wenigstens auf den ersten Blick, auf die Einrichtung der Ehe wirken. Der Einwand, die Ehe würde dadurch untergraben, zerstört und vernichtet, wird der nächste Einwand sein, der überhaupt erhoben wird, und er wird als der schwerstwiegende in Anschlag gebracht werden. In je innigerer Liebe die Ehe geschlossen wird, je mehr die Frau den Mann seelisch und körperlich zu befriedigen vermag, desto länger wird die Reihe der Jahre sein, in der sich gegenüber dem jetzigen Eheleben nichts ändert; der geliebten Frau wird der Mann nicht „untreu" werden, solange sie ihn voll erfüllt. Tritt dann die Zeit ein, in der dem Manne nach

neuem Weibtum gelüstet, dann gibt er diesen Gelüsten auch heute schon in recht vielen Fällen nach, hinter dem Rücken der Frau. Für diese Fälle würde also durch ein offenes Verhältnis aus einer jetzt ebenso bestehenden Tatsache, die jetzt Betrug und Vergehen ist, einfach eine ehrliche Handlung. Für beide Frauen, die eheliche wie die uneheliche, wäre das nur ein Vorteil. Oder müßte es einer vernünftigen Frau nicht lieber sein, sie wüßte ihren Mann bei einem ihr bekannten, vielleicht sogar bei einem ihr befreundeten Mädchen, als sie hätte, wie das meist der Fall ist, zwar ein ziemlich sicheres Wissen, ihr Mann betrüge sie, aber sie weiß nicht, mit was für zweifelhaften Frauenzimmern?

Oder der Mann bleibt pflichtgetreu. Das rächt sich zunächst an dem Manne selbst; denn jede Entbehrung auf der einen Seite sucht nach einem Ausgleich auf einer anderen Seite. Bei der einen Sorte von Männern findet er sich in Griesgrämigkeit, Zopfigkeit, Nörgelei, schlechter Behandlung der Angestellten, der Untergebenen, der Schüler und — der Frau. Bei einer anderen Sorte bei dem, was im „Sauglockenläuten" am deutlichsten zum Ausdruck kommt. Zur Tat wollen oder getrauen sich diese Sorte Männer nicht zu greifen; sie sind entweder zu brav dressiert oder zu gewissenhaft oder zu scheu dafür, meistens das letztere; je unanständiger es in Worten und Erzählungen zugeht, desto zuverlässiger kann man an solchen Stammtischen bei verheirateten Leuten auf eheliche Treue, bei unverheirateten auf Weibervakanz schließen. Für die ausbleibende Befriedigung durch die Tat entschädigen sich die Leute durch Schwelgen in Begriffen und Vorstellungen von der Tat. Der Kauf pornographischen Lesestoffes schlägt auch in dieses Kapitel. Wieder eine andere Sorte säuft und frißt sich bei guten Vermögensverhältnissen den üblichen Altersgschwollkopf und Fettwanst an. Natürlich kommen auch Vereinigungen vor; es gibt z. B. weite Kreise, namentlich unter den Wirtschaftlichen und Industriellen, in denen die Männer die Erholung von Tagesmühe und Arbeit und ihren Ehefrauen in abendlichen Zusammenkünften suchen, bei denen zunächst gegessen und getrunken und

dann sehr bald nach einigen geschäftlichen und politischen Gesprächen nur mehr von Weibern geredet wird, natürlich Schmutz. Ein anderer Typ vereinigt damit auch noch gelegentlich die Handlung; er braucht Essen, Saufen und Sauglockenläuten, um sich Mut und Kraft zu schaffen, zum Schluß auch noch in ein Bordell oder zu einer Hure zu gehen. Unerfreulich sind diese Erscheinungen aber alle, unerfreulich insbesondere für die — Frauen.

Die Frauen, unsere Ehefrauen, sollten sich einmal über eines klar werden: das einzige, was den alternden Mann — und alle ihre Männer altern einmal — innerlich und auch äußerlich jung erhält, ist die Liebe, die Liebe in allen verschiedenen Stärkegraden, von der tief aufwühlenden Liebe bis zur kurzwochigen oder monatlichen Liebelei, mit all ihrem Drum und Dran, mit all ihren Dummheiten und Albernheiten, dem Werben, dem Nachlaufen, dem Andichten bis zum letzten, dem Erfolg. Solange der Mann noch lieben kann, ist er innerlich noch nicht alt, und jede Liebe regt alle Spannkräfte des Mannes an, jung zu erscheinen, dem Gegenstand seiner Liebe begehrenswert zu sein, ihm, der meistens bedeutend jünger ist, den Altersunterschied zum mindesten im Wesen und im Empfinden nicht zu bemerkbar werden zu lassen. Die Haltung wird straffer, der Schritt elastischer, das Auge leuchtender, das Empfinden wärmer, der Sinn leichter und fröhlicher. All dies wirkt auch körperlich tatsächlich verjüngend auf den Mann und erhält ihn frisch.

Ja, aber das kommt doch den anderen Frauen zugute, nicht der Ehefrau! Das ist ein großer Irrtum, und dieser Irrtum gründet sich auf die merkwürdig ungesunde Wandlung, die der Begriff der ehelichen Treue unter der Einwirkung der christlichen, namentlich der katholisch-christlichen Moral durchgemacht hat. Nietzsche hat einmal erklärt, die furchtbarste Rache, die das Judentum an den Völkern für seine Zerstreuung genommen, sei die Verbreitung des Christentums unter den anderen Völkern. Tatsächlich ist das Christentum allen Völkern, voran den Germanen, schlecht bekommen; es hat volk-

lich als Gift gewirkt. Auf die Frage, ob diese Giftwirkung notwendig mit dem Wesen des Christentums verbunden sei oder nur menschliche Zutat, sei hier nicht eingegangen. Auch wenn nur irrige Auffassungen oder mißbräuchliche Auslegungen und Anwendungen der christlichen Lehren die Schädigungen hervorgerufen haben, so steht doch die Tatsache der Schädigung, von Karls des Großen Niedermetzelung der Sachsen über die Kreuzzüge und den Dreißigjährigen Krieg bis auf die heutige immer wieder in die Politik übergreifende Spaltung der Glaubensbekenntnisse in Deutschland außer allem Zweifel.

In sittlicher Beziehung hat das Christentum das Geschlechtsleben in auffälliger Weise in den Vordergrund gerückt. Eine wichtige Sache war es immer bei allen Völkern; eine Sache, die nun einmal gegeben war und berücksichtigt werden mußte; das wichtigere aber waren andere Dinge. Das Christentum hat es aber zu einem fast ausschlaggebenden Maßstab für die sittliche Beurteilung gemacht. Diese Erscheinung hat sich im Laufe der Jahrhunderte immer stärker entwickelt und den stärksten Aufschwung merkwürdigerweise gerade im letzten Jahrhundert genommen, als das Christentum selbst in starkes Wanken geriet. Es ist das teilweise wohl als Gegenwirkung aufzufassen; die Kirche betont nun erst recht das „christliche" Sittengesetz, und will gerade da ihre Unentbehrlichkeit beweisen. Teilweise hängt die Erscheinung wohl auch mit dem Freiwerden des Judentums zusammen, das sich immer mehr der Literatur bemächtigt und sich da nun auf dem Gebiet des Liebeslebens mit Vorliebe herumtummelt. Erstens liegt ihm das Sexuelle, zweitens fällt ihm offenbar nichts anderes ein, und drittens würde es, wenn es sich an andersartige tragische Zwiespalte des germanischen Heldenmenschen heranwagen würde, sie doch nicht glaubhaft gestalten können. Das ließ dann auf deutscher Seite wiederum wohl ein gewisses Schutzbedürfnis aufwachen, was zu einer erneuten Betonung der Sache selbst führte. Man kann verfolgen, wie in der Erzählung und im Drama das Thema, wie ein menschliches Männchen zu seinem Weibchen kommt oder nicht kommt, allmählich immer mehr die Literatur und die

Bühne beherrscht, und heute könnte man schon beinahe glauben, es gäbe im menschlichen Leben überhaupt keinen anderen künstlerischen Vorwurf, keine anderen ethischen, politischen, gesellschaftlichen und heldischen Probleme und Konflikte mehr als den Liebeskonflikt. Aber in Wirklichkeit ist der Liebeskonflikt, so schmerzhaft er auch für den Betroffenen unter Umständen sein kann, doch neben dem Hungerkonflikt eigentlich der niedrigststehende; wenn Hans Sachs in Wagners Meistersingern die ganze Stolzing-Tragödie in den Worten zusammenfaßt: „ein Glühwurm fand sein Weibchen nicht", trifft er ganz das Richtige. Der Fall Stolzing ist dabei noch sehr einfach, da der Ritter außer im Besitz sonstiger schätzenswerter Eigenschaften zufällig auch noch in dem eines herrlichen Tenors und einer hervorragenden musikalischen und tonsetzerischen Begabung ist. Der Fall eines Glühwurms, der z. B. an Tugendhaftigkeit und Tapferkeit seinen Nebenbuhlern weit überlegen ist, aber vielleicht mit Leuchtkraft von der Natur weniger verschwenderisch ausgestattet ist, wäre viel tragischer, wenn nicht das Glühwurmweibchen sehr wenig wählerisch in der Zulassung seiner vielen Verehrer wäre.

Man überdenke einmal, ob man den Begriff der ehelichen Treue nicht eigentlich auf eine sehr niedrige Stufe herabdrückte, als man seinen Inhalt vom religiösen, sittlichen und staatlichen Standpunkt aus immer ausschließlicher auf den Geschlechtsverkehr einschränkte. Ein Mann kann heute seine Frau in jeder Weise vernachlässigen; er kann seine geistige Erholung im Gespräch und Spiel mit anderen Frauen suchen; er kann seine Ausflüge und Spaziergänge mit anderen Frauen machen; er kann Theater und Konzerte mit anderen Frauen besuchen und Vergnügungen jeder Art mit anderen Frauen nachgehen; er kann sein Geld an andere Frauen hängen; er kann seine Frau und seine Kinder schlecht ernähren, schlecht kleiden, sie zu niederen Diensten heranziehen, sie geistig und seelisch hungern und frieren lassen; solange er nicht geschlechtlich mit anderen Frauen verkehrt, ist er ein „treuer" Gatte, und kein deutsches Gericht wird der Frau die Scheidung gewähren, solange die Vernach-

lässigung nicht in unmittelbar nachweisbare Mißhandlung übergeht. Aber wenn einmal ein Mann in übermütiger Laune der übermütigen Laune eines anderen Weibchens nachgibt und sie nimmt oder sich nehmen läßt, spricht jedes deutsche Gericht auf Antrag die Scheidung aus. Jeder vernünftige Rechtsanwalt empfiehlt daher heute einem Ehepaar, das sich scheiden lassen will, einen kleinen wirklichen oder auch nur vorgetäuschten Ehebruch des Mannes, auch wenn der Mann nicht das mindeste Verlangen danach hat. Eine gewiß sittlich sehr hochstehende Sache!

Aber dieser ganze Begriff entspricht in Wirklichkeit gar nicht germanischem Empfinden, sondern ist ein Erzeugnis römischer Rechtspflege und jüdisch-christlich-katholisch-klerikaler Kirchengebotslehre. Diese ganze Anschauung von ehelicher Treue setzt eine Auffassung von der Ehe voraus, wonach die Frau lediglich als Geschlechtswesen in die Ehe tritt und dem Manne zur Befriedigung seiner geschlechtlichen Bedürfnisse und zur Erzeugung von Kindern zur Verfügung zu stehen hat, wofür dann der Mann als Gegenleistung seinen Geschlechtsverkehr auf die Ehefrau zu beschränken hat. Das ist eine sehr niedere Auffassung über das Weib, die für orientalische Völker und bis zu einem gewissen Grade auch für romanische Völker zutreffen mag, bestimmt aber nicht für germanische. Der Germane hält dafür das Weib viel zu hoch, Weib und Kind. Der Inhalt des Begriffs der Ehe, des Familienlebens, des häuslichen Herdes ist für den Deutschen ein unendlich viel reicherer, in gemütlicher, seelischer und geistiger Beziehung und in bezug auf körperliche Pflege, Wohlergehen und Wohlgefallen; der Geschlechtsverkehr zwischen Ehemann und Ehefrau spielt dabei eine lächerlich geringe Rolle. Mögen unsere Frauen, soweit sie in glücklicher Ehe leben, sich doch selbst einmal die Frage vorlegen, mit welchem Anteil an ihrem Glück sie den geschlechtlichen Verkehr mit ihrem Gatten ansetzen würden. Es käme bei einer statistischen Nachfrage wahrscheinlich ein verblüffend geringer Prozentsatz heraus. Warum soll nun aber gerade dieser Punkt, der für gar nicht wenig sonst ganz glückliche Ehefrauen mehr

eine lästige oder gleichgültige Beigabe zur Ehe als etwas anderes ist, zu einer entscheidenden Sache werden, wenn der Mann das gleiche mit einem ihm nicht angetrauten Mädchen vollzieht?

Jede Frau, die ihren Mann gern hat, wird, wie gewöhnlich, zunächst nicht mit ihrem Verstand, sondern mit ihrem Herzen antworten: es täte mir unendlich wehe, meinen Mann bei einer anderen zu sehen. Das ist natürlich ohne weiteres zuzugeben. Aber es folgt dann die Frage: warum tut es ihr so wehe? Jahrtausende hindurch, man kann fast sagen bis ins siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hinein, hat es den Frauen nicht weh getan. Das ganze Altertum kannte keine „untreuen" Männer in diesem Sinne. Aristoteles rühmt es als einen Hauptvorzug des Griechen vor den Barbaren, wie bei ihnen das Weib zur wahren Genossin des Mannes erhoben und nicht den Sklaven gleichgestellt sei. Aber an eine eheliche Treue des Mannes im geschlechtlichen Sinne war dabei gar nicht zu denken. Demosthenes setzte in einer öffentlichen Rede auseinander: „Hetären haben wir des Vergnügens wegen, Kebsfrauen für die tägliche Pflege des Leibes, und Ehefrauen zur Zeugung vollbürtiger Kinder und als verlässige Wächterinnen im Innern des Hauses." Sokrates führte selbst seine Jünger zur Hetäre Theodota. Ebenso stand es bei den Römern. Von dem strengen Sittenrichter Cato wird erzählt, er habe einem jungen Mann, den er von Buhlerinnen kommen sah, sein Wohlgefallen darüber ausgedrückt, und Cicero erwähnt in öffentlicher Rede, den Verkehr mit Buhlerinnen habe man in Rom zu allen Zeiten als etwas Erlaubtes und Untadeliges angesehen. Wenn im Altertum von Ehebruch die Rede ist, ist stets der Ehebruch der Frau damit gemeint, höchstens noch der Verkehr des Mannes mit einer anderen verheirateten Frau; der Verkehr eines verheirateten Mannes mit einer unverheirateten Frau oder auch mit einer verheirateten mit Einverständnis des Ehemanns derselben, was auch vorkam, galt keineswegs als Untreue, geschweige denn als Ehebruch. Sudermann hat ein Schauspiel geschrieben „Johannisfeuer", in dem ein germa-

nischer Edler um eine germanische Fürstentochter freit. Die letztere bemerkt, wie ihr Verlobter Wohlgefallen an einer ihrer unfreien Dienerinnen findet und — schenkt sie ihm als „Spielmagd". Das Empfinden der Germanin dürfte Sudermann ganz richtig erkannt haben: was berührt es ihr Verhältnis mit ihrem künftigen Gatten, wenn derselbe mit einer ihrer Dienerinnen tändelt; so sind nun einmal die Männer, und das ist ihr Recht. Die Frau von heute kann sich in dieses Empfinden nicht mehr hinein denken; deswegen ist aber ihr Empfinden noch lange nicht das richtigere oder besser gesagt, das berechtigtere. Jedenfalls ist es, wie eben die lange Vorvergangenheit anderen Empfindens beweist, nicht ein der Frau angeborenes, von der Natur eingeflößtes, sondern ein erst verhältnismäßig sehr spät gewordenes, anerzogenes.

Drei Dinge mögen vorzugsweise zu dieser Entwicklung beigetragen haben. Erstens der schon erwähnte kirchliche und politische Machtzuwachs, den die katholische Kirche durch die Erklärung des Geschlechtsverkehrs im allgemeinen zu etwas Sündigem, nur in der durch den katholischen Priester eingesegneten Ehe zum ausschließlichen Zweck der Kindererzeugung Erlaubtem, erfuhr; sogar in der Ehe gilt der Geschlechtsverkehr als Sünde, wenn dabei der Empfängnis Hindernisse in den Weg gelegt werden. Geschlechtsverkehr in der nur von dem Standesamt vollzogenen Ehe ist für die katholische Kirche so sündhaft wie der uneheliche. Dieser Grund muß hier an erster Stelle genannt werden, weil von der Kirche aus der stärkste seelische Einfluß im Religionsunterricht, im weltlichen Unterricht, und in der Kirche auf die Sitte erfolgt; durch die Kirche wird das sittliche Empfinden des Volkes geformt und gemodelt. Die protestantische Kirche, die von ihrem Gründer Luther aus sich ebensogut in weitherzigerer Weise hätte fortbilden können, hinkte wie so oft der katholischen Kirche nach.

Empfänglich für die strengere Auffassung dürfte die Seele der deutschen Frau geworden sein durch die Einschleppung der Syphilis aus Amerika und ihre ungeheuerliche Ausbreitung in Europa von der Arbeiterfamilie bis zum päpstlichen Hof gegen

Schluß des Mittelalters. Einerseits wurde die Erscheinung von der Kirche natürlich alsbald als „göttliches Strafgericht" erklärt und die Kasteiung als gerechte Buße, andererseits wurde durch die Ausdehnung des Begriffs der Untreue auf jeden Geschlechtsverkehr des Mannes außerhalb der Ehe die Ansteckungsgefahr für den Mann und damit auch für die Frau gemindert; es war damit ein gewisser Schutz der gesunden Frau vor Ansteckung in der Ehe geschaffen. Die dritte wichtige Rolle spielte die Sorge der Frau für ihr und ihrer Kinder soziales Ergehen; je mehr sich die Bevölkerung vermehrte und je schwieriger dadurch für den einzelnen der Unterhalt wurde, desto mehr wurden in vielen Fällen Einkommen und Vermögen der Frau gefährdet, wenn sich der Mann mit weiteren Frauen abgab.

Diese letztere Sorge dürfte auch heute, teils bewußt, teils unbewußt stark beitragen zu dem Schmerz über die Untreue des Mannes. Der Schmerz, zu wissen, der Mann verkehre mit einer anderen Frau, findet in der Natur der Dinge selbst kaum eine genügende Begründung; denn der Ehefrau brauchte an sich dadurch gar nichts genommen zu werden. Weder die Liebe noch die Hochschätzung noch die Fürsorge des Mannes brauchte darunter zu leiden, wenn sein Geschlechtstrieb nach einer anderen verlangt; man müßte denn der niedrigen, durchaus ungermanischen Auffassung huldigen, alle Liebe zum Weibe gehe durch ihre Vagina. Es ist ja auch nicht so, als ob der Mann nicht gleichzeitig mehrere Frauen aufrichtig gern haben könnte, jede in ihrer Art; die Liebe des Mannes ist nicht eine ihm in genau abgemessenen Mengen zugeteilte Gabe, von der er der einen nur abgeben kann, indem er der anderen etwas wegnimmt; es kann so sein, ist aber sehr häufig geradezu umgekehrt; die Liebe zu einer Frau wächst und erhält neuen Anstoß, wenn die Liebe zu einer anderen Frau erwacht. Aber bei der heutigen Auffassung des Ehebruchs und dem Charakter, den ihm die Öffentlichkeit beilegt, muß die Frau damit rechnen, diese Tat des Mannes bedeute für sie gleichzeitig ein Verlassenwerden durch den Mann überhaupt, nicht nur eine innerliche, sondern auch eine äußerliche Trennung von dem Menschen, der

seelisch vielleicht ihr ein und alles ist, und darüber hinaus noch ein Verstoßenwerden von Herd und Hof, an dem sie sich wohlgeborgen fühlte, in eine ungewisse Zukunft und in ungewisse Verhältnisse, in einen neuen Kampf ums Dasein für sich und ihre Kinder, vor dem sie durch ihre Ehe sich dauernd bewahrt wähnte.

Aber zur Beurteilung der Folgen einer Umwertung der Werte darf man sich nicht von der Vorstellung einer plötzlichen Übertragung des Zustandes im umgewerteten Zeitalter auf das heutige leiten lassen, sondern muß sich in die Zeit hineinversetzen können, in der die Umwertung bereits vollzogen ist. Dann ergibt sich ein ganz anderes Bild. Zunächst fiele für die Frau die Schmerzempfindung bei dem Gedanken schlechthin, ihr Mann verkehre intim mit einer anderen, von vorneherein weg; denn sie wäre ja von Jugend auf daran gewöhnt, dabei nichts Besonderes, insbesondere keinen Raub an ihr selbst zu finden. Ferner ist das Verlassenwerden und Verlassensein im Anschluß an eine Untreue ja lediglich eine Folge der heutigen Begriffe und würde im Zeitalter der umgewerteten Begriffe wahrscheinlich sehr selten werden.

Heute gehen Ehen aus hauptsächlich drei Gründen auseinander. Entweder ist die Ehe überhaupt unmöglich und unerträglich geworden, infolge der Charaktereigenschaften oder infolge der körperlichen und geistigen Beschaffenheit eines oder beider Ehegatten, mag dabei nun eine „Schuld" vorliegen oder nicht. Dann ist es kein Schaden, wenn die Ehe auseinandergeht, jetzt nicht und im umgewerteten Zeitalter nicht, sondern ein Gewinn. Aber selbst solche Ehen würden in der neuen Zeit eher noch länger aufrechterhalten bleiben, da dem Manne es freistünde, sich, ohne sich mit Makel zu beladen, bei einer anderen Erholung und Freude zu verschaffen. Oder der Mann wird auf einer Untreue von seiner Frau ertappt und seine Frau stellt deswegen Scheidungsantrag. Diese Fälle würden sämtlich wegfallen, soweit der Antrag nur auf dieser Tatsache beruht. Denn einmal würde keine Frau mehr deswegen Scheidungsantrag stellen, weil es sich um etwas handeln würde, wo-

mit sie den Begriff des Erlaubten, in der Ordnung Befindlichen schon bei ihrem Eintritt in die Ehe verband. Dann aber würde das Gericht dem Antrage nicht stattgeben, sondern höchstens einem Antrage wegen allgemeiner Vernachlässigung der ehelichen Pflichten, wobei der Geschlechtsverkehr vermutlich als eine der wenigst schwer wiegenden Pflichten betrachtet würde. Zu dieser Vernachlässigung hätte der Mann aber so wenig Grund wie jetzt schon in der Mehrzahl dieser Fälle; die Schritte neben den Weg, die der Mann der Jetztzeit aus sinnlichem Begehren tut, haben gewöhnlich eher eine bevorzugt gute Behandlung der Frau zu Hause im Gefolge.

Der dritte Grund ist eine neue tiefgehende Liebe des Mannes oder der Frau zu einer anderen oder einem anderen als der angetrauten Frau oder dem angetrauten Manne. Auch dieser Fall wird bei umgewerteten Begriffen wahrscheinlich selten zu einer Trennung der Ehe führen. Zunächst nimmt auch eine derartig tiefergehende spätere Liebe des Mannes fast immer, selbst wenn er es sich nicht bewußt wird, ihren Ausgang von sinnlichen Bedürfnissen oder vielmehr von der nicht mehr ausreichenden Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse des Mannes in der Ehe; sie legen den ersten Keim, aus dem sich dann namentlich bei Widerstand die große, leidenschaftliche Liebe entwickelt. Als Widerstand wirkt aber heute auf beiden Seiten schon das Verbotene des Schrittes an sich. Da nun dem Manne in jener neuen Zeit ebenso wie der neuen Geliebten die Möglichkeit offen steht, ohne Verdammnis sich Beruhigung der Sinne zu schaffen, so fällt ein Hauptanlaß zur Übersteigerung der Leidenschaft hinweg. Sollte die Liebe nun doch – vermeintlich oder wirklich – mit übergroßer Gewalt auftreten, so ist auch dann in der neuen Zeit zunächst noch kein Grund gegeben, die bestehende Ehe aufzulösen. Denn was heute in solchen Fällen zur Lösung der Ehen hintreibt, ist vor allem das Bewußtsein, in den Besitz der Geliebten nicht gelangen zu können, solange die alte Ehe besteht. Dieser Gedanke und das Entbehrenmüssen entfachen und steigern nicht nur eine zunächst einmal vielleicht gar nicht besonders heiße

Liebe zu stärkster Flamme, sondern sie erwecken und vermehren gleichzeitig die Abneigung und Feindschaft gegen die angetraute Frau als das wesentlichste Hemmnis, in den Besitz der Geliebten zu gelangen. In jener Zeit ist sie aber kein Hemmnis mehr; die freieren Begriffe gestatten es dem Manne wie der Geliebten, die neue Liebe auszukosten, so tief sie mögen. Selbst wenn der Mann sich einbilden würde, es wäre kein glückliches Leben mehr für ihn möglich denn ganz an der Seite seiner Geliebten, würde eine kluge Ehefrau, wenn die sozialen Verhältnisse es ermöglichen, wahrscheinlich ihrem Mann ruhig gestatten, mit der Nebenbuhlerin ein Heim zu gründen und das gewünschte Leben ganz an ihrer Seite einmal durchzuproben. In den allermeisten Fällen würde der Mann, dieses eingefleischte Gewohnheitstier, nach einem oder spätestens zwei Jahren wieder in den alten Stall zurückkehren, namentlich weil es ihm in dieser Zeit meist wohl selbst zum Bewußtsein gekommen wäre, wie es im Grunde genommen doch mehr ein sinnliches Nichtgesättigtsein als ein tieferes oder geistiges Band war, was ihn zu der neuen Liebe zog. Im allgemeinen dürften aber diese Fälle der zweiten tiefen Liebe seltener werden auch deshalb, weil der Mann gewöhnlich nur einmal in seinem Leben jener starken pathologischen Liebe fähig ist, die ihn im Versagungsfall zu Selbstmord und Verbrechen treibt und ihn im Erfolgsfall Sonne, Mond und Sterne vom Himmel reißen und dem Liebchen zum Zeitvertreib in die Luft verpuffen läßt; wen sie in späterem Alter als Ehemann packt, der hat sie eben früher noch nicht durchgemacht. Bei dem freieren Verkehr der Geschlechter wird es aber viel leichter möglich sein, schon in jenem Alter, in dem dem Manne die ganz verrückte Liebe noch gut ansteht, das Geschöpf zu finden, das diesen Wahnzustand in ihm zu entzünden vermag und das er dann auch, wenn die Verhältnisse es gestatten, heiraten wird. Späteres Wiederaufflackern von Liebesregungen wird sich dann kaum zur verzehrenden Flamme steigern, sondern mehr den Charakter eines schönen Herbstsonnentages oder einer gemütlichen Herdflamme bei einem guten Freund annehmen.

Wenn auch nicht verursachend, so doch begünstigend für die Einführung der Einehe wirkte die eifersüchtige Veranlagung vieler Frauen; eifersüchtigen Frauen mußte der verbriefte Alleinbesitz des Mannes als eine wertvolle Errungenschaft erscheinen. Die alten deutschen Überlieferungen erzählen uns ziemlich gleichmäßig von Frauen, die gegen ihre Nebenbuhlerinnen eiferten, wie von Frauen, welche ihren Mann gerne genug hatten, um ihm die Freude an anderen Gespielinnen zu gönnen. Die strenge Einehe hat dann auslesend zugunsten der eifersüchtigen Frauen gewirkt, weil der Mann aus einer größeren Eifersucht auf eine größere Liebe zu schließen pflegt, und wenn er doch nur von einer Frau Kinder kriegen kann, dann die anscheinend mehr liebende vorzieht. Eifersucht ist so allmählich ein Kennzeichen und Maßstab von Liebe geworden. Aber der Schluß ist falsch. Eifersucht ist immer nur Beweis von starker Eigenliebe, nicht von Liebe zu einem anderen. Vorwiegend eifersüchtig sind Frauen, die sich ihrer weiblichen Vorzüge nicht recht sicher sind, in dieser Beziehung irgendwie schlecht weggekommene, nicht ganz vollwertige Frauen. Abgesehen davon können sie sogar hervorragende Eigenschaften, z. B. des Verstandes, der Willensstärke, auch den der äußerlichen Schönheit haben. Begegnet man in der alten Geschichte eifersüchtigen Frauen, so handelt es sich meistens um Typen, die wir heute als mehr oder weniger maskulin bezeichnen würden; Typen, wie sie heute als Führerinnen in der Frauenbewegung, als Abgeordnete, Universitätsdozentinnen, Ärztinnen usw. auftreten. An solchen Stellen sind sie, wenn auch leicht ersetzbar, so doch am Platze; in der Ehe versagen sie; wenigstens vermögen sie aus der Ehe selten den Garten zu machen, in dem sich der Mann aufatmend von dem Getriebe der Welt ergehen kann, in dem sich Wohlbehagen, Friede, Entspannung und Erholung um ihn breitet. Für sie ist die Ehe meist eine Einrichtung, die ihnen zu einer billigen männlichen Arbeitskraft für die Verwaltung ihres Vermögens, Besorgung sonstiger geschäftlicher Angelegenheiten, für Handlangerdienste jeder Art verhilft. Das Seltenerwerden und allmähliche

Aussterben der ersten Art von Weiblichkeit, der Gärtnerinnen der Ehe, die für ihren Mann da sind, und das Überhandnehmen der Ehechefeusen, für die der Mann dazusein hat, wird sich unter Beibehaltung der jetzigen Form der Einehe nicht aufhalten lassen; auch in dieser Beziehung wird nur eine größere Freiheit in dem Verhältnis zwischen Mann und Frau den Gärtnerinnen wieder Geltung und Fortpflanzungsmöglichkeiten ihrer Art verschaffen können.

Viele Frauen werden auch befürchten, unter einer solchen Moral würden alle Männer zu Don Juans; aber auch diese Befürchtung wäre unberechtigt. Der Donjuanismus wird meistens als ein Zeichen besonderer sexueller Stärke aufgefaßt. Das ist aber falsch. Es gibt zweierlei Arten von Donjuanismus, wie es zweierlei Arten von Hetärentum gibt. Die eine Sorte der Donjuans und der Hetären braucht ständigen Wechsel, um leistungsfähig zu bleiben, um also ihre sexuell s c h w a c h e Veranlagung auszugleichen. Für sie ist der ständige Wechsel eine Art Ersatz für spanische Fliegen oder für Yohimbin. Bei der anderen Sorte ist es im Grunde genommen überhaupt nicht das Sexuelle, was sie antreibt; sie können sexuell ziemlich kalt sein. Aus ihnen spricht eine besondere Art von Willen zur Macht, zur Macht über das Weib oder den Mann. Ihr Donjuanismus ist eine Art Sport; sie wollen die Freude über einen errungenen Sieg genießen, ebenso wie etwa ein Alpinist sich freut über einen neu bezwungenen Gipfel. Ist der eine Gipfel erledigt, muß ein anderer daran glauben. Beide Arten sind aber in ihrer Übertreibung pathologisch, und nur der bereits pathologisch veranlagte Mann oder die ebenso veranlagte Frau wird diesen Entartungen verfallen. Der gesunde Mann würde auch unter der neuen Moral kein Don Juan und die gesunde Frau keine Hetäre werden.

Es ist ein Irrtum, wenn die Ehefrau annimmt, sie käme unter der neuen Moral zu kurz, und ihre Ehe litte darunter, so der Gemahl sich gelegentlich an fremden Feuern wärmt. Im Gegenteil. Was den Mann zu den anderen treibt, ist, wie wiederholt gesagt, der ihm von der Natur eingeflößte Trieb

zu gelegentlicher Abwechslung; der mit Recht eingeflößte Trieb. Denn die Natur will von Mann und Weib die Fortpflanzung, und in allen Wesen, die sich zweigeschlechtlich fortpflanzen, Pflanzen wie Tieren, geht Frau Natur außerordentlich verschwenderisch mit dem männlichen Samen um, und will diese Verschwendung. Überall kommen auf ein weibliches Ei viele Tausende von männlichen Samen, obwohl zur Befruchtung eines Eies immer nur ein einziger Samen Verwendung findet. In der lebenslänglich auch geschlechtlich ernst genommenen Einehe ist der Mann aber entgegen allen Naturgesetzen ganz ungenügend ausgenützt und erfüllt die ihm von der Natur auferlegte Pflicht nicht. Vom rein natürlichen Standpunkte aus ist die strenge Einehe des Mannes eine Sünde wider die Natur. Ist aber dem Manne die Abwechslung gestattet auch in der Ehe, so wird dabei zeitweise die Frau wohl mehr oder weniger etwas vernachlässigt werden. Dadurch wird sie aber selbst für den Mann wieder zur „Abwechslung", und er wird sich ihr nachher mit um so größerer Wärme wieder zuwenden. Ist die Abwechslung nicht möglich, so wird die Ehefrau mit der Zeit eben dauernd vernachlässigt anstatt nur zeitweise; das ist für sie ein schlechter Tausch.

Im Kriege bekamen auffallend viel Frauen, die in kinderloser Ehe gelebt oder nach einem Kinde keines mehr bekommen hatten, plötzlich Kinder, und man führte das allgemein auf die längere erzwungene Enthaltsamkeit der Männer zurück. Aber wenn man da zuverlässige Nachforschungen anstellen würde, würde sich wahrscheinlich das Gegenteil herausstellen. Mit der Enthaltsamkeit der Ehemänner im Kriege war es nicht besonders weit her. Sie standen, wie die anderen Soldaten, jeden Tag vor der Möglichkeit, am Abend aus der Reihe der Lebenden gestrichen zu sein; dieser Gedanke, wie die sonstigen Entbehrungen und Strapazen rechtfertigte die Männer moralisch vor sich selber, wenn sie noch mitnahmen, was ihnen das Leben bot, auch den Genuß am Weibe. Nicht der Enthaltsamkeit wegen, sondern weil sie inzwischen andere Frauen kennengelernt hatten, erschien ihnen bei der Rückkehr die angetraute Frau

wieder frisch und neu und begehrenswert, und aus der wärmeren Umarmung entsproßten dann die Kinder.

Frau M. Groener sagt sehr fein, ihren Söhnen müsse die Mutter zuerst Mutter, dann Geliebte, dann Schwester sein. Dem Gatten gegenüber ist die Reihenfolge eine andere; in einer glücklichen Ehe ist die Frau dem Manne zuerst Geliebte, dann Schwester, dann Mutter. Viele unserer Frauen von heute wollen, irregeleitet durch die christliche Moral, ewig die Geliebte des Mannes bleiben; das widerspricht aller Natur und geht nicht. Im Zusammenhang damit steht ein weiterer Grund, warum sich die Ehen unter der neuen Moral voraussichtlich glücklicher gestalten werden als die Mehrzahl der heutigen. Die Aufgabe der Ehefrau ist es, dem Manne die häuslichen Sorgen abzunehmen, ihn vor häuslichem Ärger zu bewahren, und ihm die Häuslichkeit äußerlich und innerlich (geistig-seelisch) so angenehm und seinen Bedürfnissen so entsprechend wie möglich zu gestalten. Würden wir die Ehemänner von heute einem peinlichen Verhör unterwerfen können, ob ihre Ehefrauen diese Anforderungen soweit erfüllen, als ihren Kräften entspricht, so würden wir auf eine überraschend große Anzahl von Neins stoßen. Wohlgemerkt, es handelt sich nicht um die Frage, ob die Ehefrau irgendeinem vom Ehemann geträumten Ideal nahekommt, sondern nur um die Frage, ob die Ehefrau ihrem Manne *so* viele Sorgen abnimmt, als sie ihm dank ihrer Fähigkeiten *leicht* abnehmen könnte; ob sie ihm all *den* Ärger erspart, den sie ihm *leicht* ersparen könnte; ob sie ihm die Häuslichkeit *so* angenehm gestaltet, wie sie sie ohne jede Überspannung ihrer Kräfte gestalten könnte, und zwar alles, ohne selbst in ihren häuslichen, geistigen und gesellschaftlichen Bedürfnissen zu kurz zu kommen. Zum Teil dürfte der Grund dieses geringeren oder größeren Versagens unserer Frauen als Hausfrauen und Gattinnen in einer unüberwindbaren Unvollkommenheit ihrer gegenwärtigen natürlichen Anlagen beruhen – woran, wie später zu erörtern sein wird, die falsche Zuchtwahl der Männer die Hauptschuld tragen dürfte –; zu einem weiteren an dem Mangel einer ver-

nünftigen Erziehung zur Haus- und Ehefrau. Zu einem dritten Teil dürfte aber M. Groener recht haben, wenn sie solches und anderes Versagen auf ein gewisses Unbefriedigtsein der Frau und dieses wieder auf ein sexuelles Unbefriedigtsein zurückführt. Das befriedigte Weib ist weich, gütig, opferwillig, voll Drang, den Geliebten mit Liebe zu umgeben; es denkt nicht mehr an sich, sondern will nur mehr dem anderen dienen. Bei einer größeren Freiheit im geschlechtlichen Verkehr werden aber, wie schon ausgeführt, viel mehr Ehen zustandekommen, in denen die Frau volle Befriedigung auch ihrer Sinne findet.

Auch darin hat Frau Groener recht, wenn sie die Wesensumwandlung — oder vielleicht besser gesagt, -erfüllung — der Frau als eine nicht vom einzelnen Akt abhängige und zeitlich an ihn geknüpfte Erscheinung betrachtet, sondern als eine dauernde, wenn überhaupt nur einmal in ihrem Leben die Tatsache voll erlebt wurde und gelegentlich wiedererlebt wird. Sie wird dem Manne, dem sie einmal Geliebte war und dazwischendurch auch wieder Geliebte ist, in den anderen Zeiten getreue Schwester und Mutter sein können, ohne zu entbehren. Die Frau leidet im allgemeinen unter großen Pausen in ihrem Liebesleben nicht, wenn sie nur einmal Liebe voll genossen hat und von Zeit zu Zeit von ihrem Gatten wieder Liebe empfängt; namentlich Kinder lassen sie das Verlangen nach dem Manne oft lange Zeit völlig vergessen, während dem Mann Kinder und Beruf das Weib immer nur kürzere Zeiten entbehrlich werden lassen.

Die verheiratete Frau vergißt aber bei der heutigen schroffen Verurteilung der männlichen Untreue und des freieren Geschlechtsverkehrs noch eins allzu leicht: das Schicksal ihrer unverheirateten Geschlechtsgenossinnen. Der schlimmste und zäheste Feind des Weibes ist das Weib; es gönnt keine der anderen etwas. Das ist für die Männer ein großer Vorteil; wenn sie im Kampfe gegen das Weib nicht das Weib selbst als Kampfgenossin hätten, wären sie sehr übel daran. Aber der weiterschauende Mann muß auch das Glück der Frauen seines Volkes *im allgemeinen* im Auge behalten. Das Glück der

Frau liegt im Kinde; das Leben jeder Frau, die keinem Kinde das Leben geschenkt hat, ist umsonst gelebt, und um das höchste ihres Weibtums ist sie betrogen. Den einzigen, wenn auch nur teilweisen Ersatz dafür kann ihr der Weg zum Kinde, die Liebe eines Mannes und der Verkehr mit einem Manne, den sie gerne hat, bieten. Mag es dauernde Freundschaft oder nur der Flirt einer Sommerfrische sein; immer ist dadurch Sonnenschein in ihr Leben gefallen. Alles andere „Glück" im Leben der Frau ist schlechtes Surrogat und Lüge. In Deutschland beträgt die Zahl der ledigen Frauen an die drei Millionen; von ihnen mögen immerhin eine Million als Jungfrauen im physiologischen Sinn zu Grabe getragen werden. Aber auch die zwei Millionen der anderen haben meistens in ihrer Liebe sich nicht geben und Weib sein dürfen, wie sie es gerne getan hätten, sondern sie haben heimlich, mit schlechtem Gewissen und unter Schmerzen sich vom Manne abtrotzen lassen und unter Furcht und Bangen fortsetzen müssen, wozu sie gerne aus vollem, schenkendem Herzen heraus ja gesagt hätten, wenn nicht die „Sitte", der „gute Ruf" wäre. Liebe Frauen, gönnt doch euren unverheirateten Mitschwestern das bißchen wahren Sonnenschein, das in ihr Leben mit der Liebe und der liebevollen Freundschaft eines Mannes und mit dem Kinde fällt, selbst wenn er von eurem eigenen Manne ausginge. Es ist kein Raub an euch, sondern es wird nur die Liebe und Anhänglichkeit eures Mannes zu euch wachsen lassen, wenn ihr ihn da versteht. Euren Mitschwestern, die der Ehe entbehren müssen, wird damit ein Lebensinhalt gegeben, dessen Erinnerung vielleicht noch in ihr spätes Alter hineinleuchtet und es ihnen verklärt. Und ihr Mädchen, gönnt einander den Mann; es ist n u r Raub an den anderen, wenn ihr ihnen den Mann verleidet und sie abschreckt, für euch aber keinerlei Gewinn. Ich glaube und hoffe es: es wird einmal eine Zeit kommen, in der der Vorwurf: du hättest mir eine Freude bereiten können und du hast es nicht getan, und der Vorwurf: ich hätte eine Freude haben können und du hast es hintertrieben, schwerer wiegen wird als der, du hast mir Geld und Gut gestohlen.

Nun, und das Weib in der Ehe? Soll sie auch die gleiche Freiheit haben wie der Mann? Nein, das soll sie nicht. Einmal, weil sie ihr nicht Bedürfnis ist wie dem Manne, und dann, weil ihre Stellung in der Ehe eine andere ist als die des Mannes. Der Mann ist polygam veranlagt, das Weib monogam. Vielleicht findet das Weib nicht gleich den Mann, der zu ihr paßt, auch körperlich. Aber dafür hat sie in der Zeit der umgewerteten Werte, von der wir sprechen, die Möglichkeit, als Mädchen sich den ihr passenden Mann zu suchen, ohne deshalb an Heiratswahrscheinlichkeit einzubüßen; es werden sich ihr eher mehr Heiratsmöglichkeiten bieten, wenn sie irgendwelche Werte ihr eigen nennt. Hat sie den Mann gefunden, den sie gern hat, auch im körperlichen Verkehr, dann genügt ihr der eine. Polygame Veranlagung beim Weibe, namentlich beim arischen, ist fast stets das Zeichen einer Erkrankung, des Verfalls, körperlicher oder geistiger Entartung. Kinder vermögen bei der arischen Frau den Geschlechtsverkehr oft völlig zu ersetzen; Witwer entbehren schon sehr bald die Frau; Witwen mit Kindern kommt, wenn sie nicht unmittelbar dazu angeregt werden, oft in Jahren nicht der Gedanke, es fehle ihnen etwas, weil sie keinen Verkehr mehr mit dem Manne haben.

Ferner ist die Stellung der Frau in der Ehe eine andere als die des Mannes. Der Mann gibt der Ehefrau ein dauerndes Heim, seinen Rang, ihr und ihren Kindern seinen Namen, seinen Schutz, lebenslängliche Versorgung, nicht um eine ihm auch nachts zur Verfügung stehende Haushälterin zu haben – die kann er sich auch durch bloße Bezahlung verschaffen und fährt dabei, was seine körperliche Verpflegung betrifft, manchmal besser –, sondern weil er eine legitime Mutter seiner legitimen Kinder haben will. Dazu muß er aber der Treue seiner Frau auch in geschlechtlicher Beziehung sicher sein; denn sonst kann er nie wissen, ob die Kinder, die sie ihm gebiert, auch wirklich von ihm sind. Für die Frau besteht kein Zweifel, ob ein Kind ihr Kind ist; den Vater schützt selbst große Ähnlichkeit nicht vor dem Zweifel; das Kind kann ja auch von einem Bruder, Vetter oder sonst irgendeinem Verwandten

herrühren, der die Ähnlichkeit übertragen hat. Die Treue ist die einzige wirkliche Gegenleistung, welche die Frau dem Manne für das Besondere, was er ihr durch die Ehe gibt, entgegenbringen kann.

Für den Fall, die Frau hat in der Ehe keine Kinder, wird der Mann der neuen Zeit der Frau sehr viel leichter freiwillig den Versuch gestatten können, von einem anderen Manne Kinder zu bekommen als jetzt, weil ihm ja selbst die Möglichkeit freisteht, sich von anderen Frauen Kinder schenken zu lassen, und ihm wiederum die Frau der kinderlosen Ehe sicher gern die Erlaubnis geben wird, diese Kinder zu eigen anzunehmen.

Wie die Geschichte lehrt, gehen Völker nie an Polygamie – in engerem oder weiterem Sinne – der Männer zugrunde, regelmäßig aber, wenn die Weiber polyandrisch werden; die Geschichte Roms ist dafür das abschreckendste Beispiel. Vielleicht ist das Weib zu sehr Geschlechtswesen, um, einmal auf diesen Weg hingedrängt, zur rechten Zeit haltmachen zu können. Sie bedarf des Haltes durch Gesetz und Sitte.

IV. Das Entscheidende

1.

Die bisherigen Betrachtungen gingen von dem Gesichtspunkte aus, wie sich die Einzelpersönlichkeit unter der herrschenden Moral stellt, und wie sie sich unter einer anderen stellen würde, also von rein subjektiven Gesichtspunkten. Wenn auch dem volklich Denkenden das Wohl des einzelnen nicht minder am Herzen liegen darf als das Gesamtwohl des Volkes, so gibt doch stets das letztere, der rein objektive Gesichtspunkt, den Ausschlag. In der Geschlechtsmoral ist das Entscheidende für den Volklichgesinnten **das Kind**, das Kind als Träger der Zukunft des Volkes. Was antwortet nun das Kind auf die Frage, was es zu der Geschlechtsmoral von heute zu sagen hat? Seine Antwort ist ebenso klar wie niederschmetternd:

1. Wir werden immer weniger.
2. Wir werden immer minderwertiger.

Damit ist der Stab über unsere heutige Geschlechtsmoral gebrochen; darüber möge man sich gar keinem Zweifel hingeben.

Die Tatsache des ständigen Geburtenrückganges wird alljährlich in jeder besseren deutschen Tageszeitung mit den Zahlen der Statistik belegt und von einigen sorgenvollen Bemerkungen begleitet[1]). Nur macht man alle möglichen anderen

---

[1]) Auf 10000 Menschen kamen 1876 noch 423, 1904 352, 1922 nur mehr 210 Lebendgeborene; innerhalb von fünfzig Jahren ist also die Geburtenzahl um über die Hälfte gefallen. Es entfielen 1874 bei uns auf 1000 Einwohner 41,8 Geburten; in den Jahren 1884, 1894, 1904 und 1914 je 38,7 — 37,1 — 35,2 und 27,6 Geburten. Erschreckend ist der Sturz im Jahrzehnt 1904 bis 1914!

Mit 1311044 Geborenen hat die auf 1000 Einwohner berechnete Geborenenziffer von 21,1 im Jahre 1924 den niedrigsten Stand der letzten fünf Jahre erreicht, der nur 76 % der Ziffer für das Jahr 1913 beträgt. Auf 1000 Einwohner trafen Geborene (einschl. Totgeborene) — die Zahl von 1913 ist auf das Reich im heutigen verstümmelten Umfang bezogen:

1913	27,7
1921	26,1
1922	23,7
1923	21,7
1924	21,1

Gründe dafür verantwortlich als die herrschende Geschlechtsmoral. Aber sie sind alle nicht stichhaltig. Die Kirche klagt mit Vorliebe die sinkende christliche Geschlechtsmoral an. Aber das steht zunächst der katholischen Kirche besonders schlecht an, welche ihren Priestern die Ehe verbietet, deren zwei einzige heiliggesprochene Mütter Jungfrauen gewesen sein müssen, und deren Eheideal die Josefsehe ist. Es ist ein durchaus ungenügender Ausgleich, wenn sie dafür die Verhinderung der Empfängnis ebenfalls als Sünde ahndet, namentlich, da ihr die Beschaffenheit der Kinder ganz gleichgültig ist. So, wie die Kirche dieses Verbot handhabt, begünstigt sie damit lediglich die Vermehrung der Minderwertigen. Die katholische Kirche hat jahrhundertelang die geistige Blüte des deutschen Volkes der Fortpflanzung entzogen, indem sie das gelehrte hochgeistige Leben zum Alleingut der Klöster machte, und sie hat die ritterliche Heldenblüte des deutschen Volkes durch die Sarazenen niedermetzeln lassen, indem sie die Befreiung des Heiligen Grabes zum ritterlichen Heldenideal erklärte. Aber es ist nicht nur die katholische Kirche, sondern die Geschlechtsmoral der ganzen christlichen Religion überhaupt, welche fortpflanzungs*feindlich* wirkt; welche so wirken müßte, selbst ohne ihre sich darauf beziehenden Verbote, schon aus dem Grunde, weil sie nicht fortpflanzungs*freundlich* ist. Die Religion ist in jedem Volke die am stärksten auf alle Sitten wirkende Kraft. In einer volklichen Religion müßte das Kind an sich ein Gegenstand pfleglichster Sorge, schützender und heiligender Sittengebote sein. Für die christliche Kirche ist aber das Kind

---

Die deutsche Geborenenziffer für 1924 steht nur wenig über der französischen (20,0).

Der Geburtenüberschuß im Reich ist von 1913 bis 1924 um 4,4 (auf 1000 Einwohner) gesunken. Er betrug:

1913	12,6	auf 1000 Einwohner
1923	7,1	„ „ „
1924	8,2	„ „ „

Die Ziffern für 1913 sind auf den heutigen Gebietsumfang bezogen; bei denen für 1923 und 1924 ist das Saargebiet nicht erfaßt.

Dabei war für 1924 – wie dem Heft 10 der vom Statistischen Reichsamt herausgegebenen Zeitschrift „Wirtschaft und Statistik" zu entnehmen ist – eine außerordentlich niedrige Sterbeziffer zu verzeichnen.

nur das nebensächliche irdische Gefäß einer wichtigen Seele, welche durch Taufe, Firmung, Religionsunterricht und Kirchenbesuch für ihren künftigen Stand als Engel genügend vorzubereiten ist. In einem deutschen volklich-religiösen Staate müßte ein Kind jede Mutter heiligen, und der Mord an einem gesunden Kinde als ein ungeheuerlicheres Verbrechen gelten als ein Raubmord. Im christlichen Staate aber wird Kindesmord nur gelinde bestraft, weil der ledigen Mutter der mildernde Umstand zur Seite steht, durch ein lebendes Kind in Schande und Not zu geraten. Die Kindesmörderin kann sich in dieser Religion bis zu einem gewissen Grad vor sich selber rechtfertigen, weil sie des Kindes Seele durch den Mord vor der Befleckung durch die Sünden dieser Welt bewahrt und das Kind dabei sicher ein Engel wird; Frauen, die sich berufsmäßig mit dem Mord kleiner Ziehkinder beschäftigen, führen in diesem christlichen Staat daher den schönen Namen Engelmacherin. Diese Religion kennt eine größerere Zahl von Sünden als jede andere Religion; aber sie kennt keine Sünde wider das Blut und keine Sünde wider das Volk. Diese Religion kann daher auch niemals volkserhaltend und volkshebend wirken; es müßte denn sein, sie würde von jedem einzelnen Volke volklich umgestaltet und ergänzt, wovon sich aber einer der wichtigsten Zweige dieser Religion, der katholische, seinen internationalen Weltansprüchen gemäß schon von vornherein grundsätzlich ausschließt. Wenn die christliche Lebensanschauung nicht schon viel früher auf die Geburtenzunahme des deutschen Volkes verheerend gewirkt hat, so liegt das nur daran, weil sie auf diesem Gebiete viele Jahrhunderte brauchte, bis sie sich gegenüber den heidnischen Gebräuchen durchsetzte, und auch heute noch die „Kinder der Sünde", die ledigen, die Geburtenzahl vor einem allzu katastrophalen Niedergang bewahren.

Als eine zweite wichtige Ursache des Geburtenrückganges wird das Überhandnehmen der Geschlechtskrankheiten, namentlich der Gonorrhöe, bezeichnet. Ob dieser Grund sowohl für die kinderlosen, wie für die Einkinderehen in dem Umfange zu-

trifft, wie zu behaupten es bei den Frauenärzten gegenwärtig Mode ist, möchte ich bezweifeln; zu den Frauenärzten kommen natürlich nur die Frauen, die keine Kinder oder nur ein Kind haben, nicht aber die zahlreichen Mütter mehrerer Kinder, deren Männer einmal an Tripper erkrankt waren; oder vielmehr es werden die letzteren nicht vom Arzt nach einer Trippererkrankung ihres Mannes gefragt, wenn nicht Verdacht auf eine frische Erkrankung vorliegt. Die Frage der menschlichen Fruchtbarkeit ist verhältnismäßig noch sehr wenig aufgeklärt; hier liegt für die Wissenschaft noch ein weites, wenig beackertes Feld offen. Der Arzt ist daher froh, wenn er in Geschlechtserkrankungen des Mannes eine Erklärung für eine Erscheinung findet, für die er sonst keine Erklärung hat. Es sind aber z. B. Fälle, in denen in erster Ehe keine Kinder erzeugt werden, während in zweiter Ehe sowohl Mann wie Frau Kinder bekommen, gar nicht selten, und da ist dann die Wissenschaft von heute mit ihrer Weisheit sofort zu Ende. Immerhin tragen die Geschlechtskrankheiten zu der Geburtenabnahme ohne Zweifel bei.

Aber wo holen sich denn die Männer die Geschlechtskrankheiten? Doch so gut wie ausschließlich bei den Prostituierten. An dieser Wirkung der Prostitution ist aber wiederum zum größten Teil die herrschende Moral schuld. Einmal unmittelbar, indem sie die Prostitution im Zusammenhang mit der Gesamtauffassung des Geschlechtsverkehrs als Sünde in einen Grad der Schande hineindrängt, der die leibliche und geistige geordnete Versorgung dieser armen Geschöpfe in besonderen Häusern unmöglich macht; besonders tut sich in der Bekämpfung der Kasernierung und in der Verdammung der Sünderinnen wiederum die katholische Kirche hervor. Die herrschende Moral zwingt diese Mädchen auf die Straße, überantwortet sie der rücksichtslosen Ausbeutung ihrer Mietgeber und Mietgeberinnen, und schiebt sie in die hygienisch denkbar ungünstigsten Verhältnisse hinein. Die Anrufung des Arztes bedeutet für sie häufig Verdienstentgang und Not, Verlust der Unterkunft und Unannehmlichkeiten jeder Art, denen sie sich

durch Nichtmeldung zu entziehen sucht; nicht die Kirche, sondern das Volk muß es dann büßen.

Mittelbar trägt die herrschende Moral die Schuld an der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten, weil sie den Mädchen den Geschlechtsverkehr mit dem Mann vor der Ehe verbietet und mit Schande belegt. Dadurch raubt oder beengt sie dem ledigen Manne und dem unbefriedigten Ehemann die Möglichkeit, mit seiner Verlobten oder einer Freundin ein gesundes Verhältnis zu haben und treibt sie in die Arme der Prostitution. In den Kreisen, wo man sich nach der Moral der Kirche nicht richtet, sondern so ziemlich jeder Bursche sein festes Verhältnis hat, wie es in manchen ländlichen Gegenden und auch in den kleinbürgerlichen und Arbeitskreisen vieler kleinerer und größerer Orte der Fall ist, sind Geschlechtskrankheiten selten; jedenfalls sehr viel seltener als in solchen Städten, in denen der Verkehr mit Prostituierten überwiegt. In einem modernen Stück, ich glaube, es ist die „Liebelei" von Schnitzler, läßt der Dichter ein Kleinbürgermädchen zu einer gebildeten Dame sagen: „wir erhalten euch eure Söhne gesund zur Ehe für eure Töchter"; es hat recht. In einer Stadt wie München, in der das mit Liebe und Freundschaft verbundene Verhältnis des Studenten zu seinem Mädel die Regel ist, ist die Zahl der geschlechtlichen Erkrankungen der Studenten bei weitem geringer als in Städten wie Berlin, wo das Band auch bei einem „Verhältnis" lediglich die Bezahlung in Geld oder in anderer Form ist, das Verhältnis also bereits den Charakter der Prostitution angenommen hat, und die „Mädels" im besten Fall nur Prostituierte milderen Grades sind.

Als wichtigster Grund für die Geburtenabnahme werden die sozialen Verhältnisse angenommen; man kann es sich nicht mehr leisten, Kinder oder gar viele Kinder zu haben. In einem gesunden volklichen Staate brauchte soziale Not als eine die Kindererzeugung einschränkende Ursache kein Schaden zu sein. Dort wird eben der Tüchtige keine Not leiden, und wenn sich der Untüchtige nicht fortpflanzt, ist es nur gut für das Volk.

Von den heutigen Zuständen, in denen vorzugsweise die Untüchtigsten keinerlei Not leiden, und die Not zunimmt, aus je mehr anständigen und tüchtigen Leute sich ein Kreis zusammensetzt, darf man bei derartigen Betrachtungen nicht als Norm ausgehen. Aber der Grund stimmt überhaupt nicht; wenn auch ohne Zweifel schlechte soziale Verhältnisse die Kindererzeugung herabdrücken, so reicht doch dieser Grund bei weitem nicht aus, um die Stärke des deutschen Geburtenrückganges zu erklären. Wenn alle die deutschen Ehen, welche sich Kinder leisten könnten, so viele Kinder bekämen als sie sich leisten könnten, wäre wahrscheinlich nicht einmal in der jetzigen Zeit allgemeiner Not ein Rückgang der Geburten zu verzeichnen, sondern höchstens ein Stillstand oder Rückgang der Zunahme. Der wahre und ausschlaggebende Grund liegt auch hier im Mangel an Willen zum Kinde, weil der christlichen Religion der Wille zum Kinde fernliegt, und von der christlichen Moral unsere gesamten Sittenanschauungen abhängen. Gottfried Keller erzählt die Legende einer Nonne, welche vertrauensvoll die Schlüssel ihres Pförtneramtes der Jungfrau Maria übergibt, einem begegnenden Ritter als Ehefrau in sein Schloß folgt, ihm sieben Söhne gebiert und aufzieht, und dann wieder ins Kloster zurückkehrt, wo während all dieser Zeit die Jungfrau Maria in ihrer Gestalt die Pforte gehütet hat. Es ist eine wunderhübsche Legende, aber durch und durch deutsch empfunden und durchaus nicht christlich. Für die sieben Kinder würde ein katholischer Priester der Nonne wahrscheinlich noch keinen einzigen Tag Fegefeuer erlassen; für sieben fromm gebetete Vaterunser und Rosenkränze gern.

In einer volklich-deutschen heldischen Religion wäre das Kind ein Heiligtum, und das Gebären und Auferziehen das heiligende Heldentum der Frau, der verheirateten wie der unverheirateten. Mit der Zahl der Kinder stiege auch die Hochachtung vor der Frau. Unter der heutigen Sittenlehre ist aber fast das Gegenteil eingetreten; die Mutter von sieben Kindern wird schon sonderbar angeschaut, und wenn ein moderner Mensch von einer Mutterschaft von zwölf Kindern hört, schleicht

sich bei ihm unwillkürlich ein Mitbegriff von Tierhaftigkeit ein. Christus hatte nach dem Neuen Testament sechs Brüder; in einer deutsch empfindenden Religion würde dadurch die Verehrung für die Mutter Gottes nur erhöht werden; in der römisch-christlichen Religion werden die Brüder gewaltsam umgedeutet in Anhänger, damit kein „Makel" auf die Mutter Gottes fällt. In einer volklich-deutschen Sittenanschauung müßten viele Kinder das Höchste für jede Frau sein, etwas so Hohes, daß man ihm gerne Opfer bringt, Opfer des Leibes, der Zeit, des Geldes. Jedoch dieser Begriff vom Kinde fehlt unseren unter den heutigen Sittengesetzen aufgewachsenen Frauen; sie opfern einer Mode die Gesundheit ihres Leibes, schönen Toiletten und Frisuren ihre Zeit, echten und zweifelhaften Vergnügungen ihr Geld. Aber Kinder, schon gar viele Kinder wollen sie nicht haben, weil die Schwangerschaft viel Unannehmlichkeiten mit sich bringt, die Geburten vermeintlich die Figur verderben, und Kinder Zeit, Geld und Arbeit kosten. Unsere Frauen — und unsere Männer — wollen die mit Kindern verbundenen Opfer nicht mehr bringen; das ist die tiefste Ursache des Geburtenrückgangs im deutschen Volke.

Leider kann man den Frauen und Männern nicht ganz unrecht geben, wenn sie die Frage stellen: wer dankt es mir denn? Weder Staat noch Gesellschaft, noch die Volksgenossen erkennen das Opfer an, entschädigen die Mutter durch Erleichterung ihrer Lage, durch größere Hochachtung oder irgendwelche gesellschaftlichen oder sittengemäßen Bevorzugungen vor der kinderlosen oder kinderarmen Frau. Man hat heute Mitleid mit der kinderreichen statt mit der kinderarmen Frau. Die Schuld trifft hier ebenso den deutschen Mann wie die deutsche Frau, wenn auch im allgemeinen der Mann eher noch für viele Kinder zu haben wäre als die Frau. Aber die Sitte bestimmt schließlich der Mann und nicht die Frau, und wenn sich die Männer letzten Endes ihre Anschauungen über die Hochschätzung der Frau von römischen Zölibatären vorschreiben lassen, dürfen sie sich nicht wundern, wenn sich die Frauen an der Kinderlosigkeit derselben ein Muster nehmen. Es soll damit keineswegs behauptet

werden, die volksverschlechternde Wirkung sei von der Kirche beabsichtigt, wenn auch ohne Zweifel eine politische Oberherrschaft von der Art der kirchlich-katholischen in einem geistig und wirtschaftlich nicht hochstehenden Volke leichter zu errichten und zu erhalten ist als in einem geistig und wirtschaftlich hochstehenden. Die Blütezeiten ultramontaner Herrschaft in einem Lande fallen regelmäßig mit einem Tiefstand des Volksganzen zusammen. Wenn hier immer wieder Beispiele besonders aus der katholischen Kirche herangezogen werden, so geschieht dies nur deshalb, weil aus ihnen am deutlichsten hervorgeht, welch ein völlig anderer Geist der christlichen Sittenanschauung und den christlichen Wertungen zugrunde liegt, als er sich in einer Sitten- und Wertungswelt entwickelt hätte, die auf arisch-deutschem Empfinden aufgebaut worden wäre.

Wie sehr dieser Geist dem deutschen Volk in Fleisch und Blut übergegangen ist, kann man ebensogut an Köpfen beobachten, die über den Verdacht christlicher Pietisterei weit erhaben sind. Man betrachte z. B. den Fall Gretchen in Goethes Faust. Gretchen liegt tief in den Banden der Sünde, christlich angesehen; trotzdem ist sie auch vom christlichen Standpunkt aus die sympathische Erscheinung, als die sie Goethe aufgefaßt wissen will. Denn sie empfindet ihre Sünden als Sünden, leidet schwer darunter, und der Beweggrund zu den aus ihrem ersten Fehltritt, der Liebessünde, entspringenden weiteren Vergehen ist die Furcht vor der Schande, jener Schande, die eben die christliche Kirche an den Fehltritt und seine Folgen knüpft. Volklich angesehen, erscheint Gretchen minderwertig, weil sie, einmal Mutter geworden, nicht den Mut hat, Mutter zu sein, weil die natürliche Liebe zu ihrem Kinde nicht die Liebe zu ihrem eigenen „guten Ruf", den sie durch den Kindesmord offenbar retten will, zu übertönen vermag. Gewiß, sie ist ein Opfer der christlichen Weltanschauung, und diese Tatsache läßt ihre Handlung verzeihlicher erscheinen; aber es gibt genug fromme Mädchen aus ihren Kreisen, die in die gleiche Lage kommen und Spott und Schande geduldig auf sich nehmen, aus Liebe zu ihrem Kinde. Dabei brauchen sie den Vater ihres Kindes noch

nicht einmal so heiß geliebt zu haben, wie Gretchen den Faust, und der Vater braucht keineswegs von einer so überragenden geistigen Bedeutung gewesen zu sein wie Faust, woraus eine gut und volklich veranlagte Mutter immerhin einigen Trost und Stolz zu schöpfen gewußt hätte.

Man kann von einem Mädchen wie Gretchen schließlich nicht verlangen, daß es die Bedeutung, Mutter eines von Faust erzeugten Kindes zu sein, voll erkennt; aber an einen Mann wie Faust stellt ein volklich Empfindender andere Anforderungen, als Faust erfüllt. Auch Faust benimmt sich in der ganzen Sache volklich unterwertig. Über die Folgen seines Verkehrs mit Gretchen dürfte er doch jedenfalls unterrichtet gewesen sein, noch ehe das Kind auf die Welt kam; unter allen Umständen mußte er mit der Möglichkeit solcher Folgen rechnen. Über die Dauer des Verhältnisses läßt sich das Stück nicht weiter aus; aber wahrscheinlich war Faust nicht nur in der Nacht, in der Gretchen der Mutter das Schlafmittel gab, bei Gretchen; sonst wäre sein Verhalten noch minderwertiger. Wenn er später, nachdem Gretchen geboren, ihr Kind ertränkt und die Gefangenschaft angetreten hat, Mephisto abkanzelt, weil er ihn nicht früher benachrichtigt habe, so ist das eine schlechte Ausrede: das Kind ist von ihm, nicht von Mephisto, und *er* hat sich um das von ihm verführte Mädchen zu kümmern, nicht Mephisto; er hat ja sowieso nichts zu tun, als in der Welt herumzubummeln. Zu heiraten braucht er sie deswegen noch lange nicht. Wenn einem Faust und einem Goethe die volkliche Empfindungswelt nicht so völlig fern läge, dann hätte sie schon der Gedanke an das Kind – eines Fausten Kind! – und die Erhaltung seiner Art – eines Fausten Art! – zu einer anderen Behandlung des Falles zwingen müssen. Dann hätte dem Faust von vorneherein die Erhaltung seines Kindes viel wichtiger sein müssen als die Errettung der Mutter vor der Hinrichtung, wofür dann Mephisto all seine teuflischen Künste aufbieten muß. Auch der Tod des Valentin erscheint im Faust abstoßend und ungerechtfertigt. Vom volklichen Standpunkt aus hätte man sich mit der Tat versöhnen können, wenn der Untergang Valentins not-

wendig geworden wäre, um Gretchen und ihr Kind vor dem Untergang zu bewahren. Denn ein Kind von Faust wiegt zwanzig Kinder eines Valentin auf. Aber so, wie Goethe sich die Dinge abspielen läßt, erscheint das Benehmen des Gretchens herzlich schwächlich, und das Verhalten des Faust, kühl betrachtet, gewöhnlich. Einige deutsche Leser haben vielleicht bei dem Lesen des letzten Drittels vom ersten Faustteil ein unbehagliches Gefühl gehabt, ohne zu wissen, warum, weil sie selbst in dem christlichen Geist, aus dem jener Teil geboren ist, mitten drin stecken. Aber der überwältigenden Mehrheit der Leser wird überhaupt nie der Gedanke gekommen sein, hier sei irgend etwas nicht in Ordnung; hier dringe ein Geist durch, der deutschem Empfinden widerspreche. Deutschvolkliches Überlegen würde sich sagen, wenn Faust eine Nachkommenschaft hinterlasse, erwerbe er sich damit wahrscheinlich um sein Volk und um die Menschheit ein größeres Verdienst als mit seinem dem Meer abgerungenen Küstenstrich. Es gibt nichts Kostbareres auf dieser Erde als die Keime edlen Blutes. Selbstverständlich soll mit diesen Darlegungen nicht an der dichterischen oder menschlichen Größe eines Goethe oder seines Faustwerkes gemäkelt werden; es soll nur an einem allbekannten Beispiel gezeigt werden, wie fern uns volkliches Überlegen und Empfinden noch ist, ein wie unvolklicher Geist uns beherrscht. Wieviel Deutschen ist beim Lesen des Faust überhaupt schon der Gedanke gekommen: „Wie schade um das Kind!" Dieser undeutsche, unvolkliche Geist führt aber das deutsche Volk immer weiter von sich selbst weg und seinem Untergang zu! Völkerdämmerung ist über uns Deutsche bereits herangebrochen; es naht das Ende!

2.

Völkerdämmerung, nicht nur in bezug auf die zahlenmäßige Vermehrung des deutschen Volkes, sondern ebenso in bezug auf die Güte des deutschen Menschen. Wenn der Wert des deutschen Nachwuchses auf Kosten der Zahl steigen würde, könnte man vielleicht unter Umständen sogar einen zeitweisen

Rückgang der Bevölkerung begrüßen. Aber es sinkt nicht nur die Zahl, sondern schneller noch der Wert, die Qualität. Wer vor zwanzig oder dreißig Jahren von Berlin oder Frankfurt nach München kam, dem fiel es meistens auf, wieviel hübsche, gesunde und kräftige Männer und Mädchen er im Vergleich zu Berlin und Frankfurt in den Straßen der Stadt traf. Heute ist der Unterschied nicht entfernt mehr so hervortretend, nicht, weil sich die Berliner und Frankfurter Bevölkerung gehoben hätte, sondern, weil sich die Münchener verschlechtert hat. Ähnlich ist es auch schon in Kleinstädten und auf dem Lande. Es gibt manche Landstriche – mir fiel es besonders im Rheinlande und noch mehr in Sachsen auf – in denen man meilenweit keinem Menschen begegnet, von dem man sagen könnte, es ist ein Vergnügen, ihn anzuschauen. In anderen Gegenden sind es einzelne Klassen, in denen man von neunundneunzig unter hundert einen ästhetisch unangenehmen Eindruck empfängt; sie mögen dabei ganz brave Leute sein. Dabei handelt es sich keineswegs etwa um Schönheit; es kann einer grundhäßlich sein, und trotzdem betrachtet man ihn mit einem gewissen Genuß, wenn er nur irgendwie rassig, echt ist. Ein Schweinskopf kann etwas sehr Malerisches sein, und der Kopf eines römischen Zenturio erst recht; aber wenn auf einem menschlichen Halse ein Kopf sitzt, der wie eine Mischung aus Spanferkel und römischem Zenturio oder aus einer Ente und einer englischen Gouvernante anmutet, dann ist das Auge beleidigt. Franz Haiser bezeichnet diese Erscheinung als „köterhaft", und jeder, der mit offenen Augen durch Deutschland geht, kann es bestätigen: das deutsche Volk verkötert immer mehr.

Muß das so sein? Solange die heutige Geschlechtsmoral fortbesteht, ja; es ist ihre natürliche und selbstverständliche Folge. Ein Volk sinkt, sich selbst als Masse überlassen, stets von selbst; aber es hebt sich niemals von selbst, sondern muß gehoben werden. Der Vorgang des Hebens erfolgt in gesetzmäßiger Weise. Eine kleinere, durch körperliche, seelische und geistige Eigenschaften ausgezeichnete Minderheit ringt sich

empor und bildet eine Oberschicht, die dann unter sich bleibt, sich rein zu erhalten sucht, und nur in sie aufzusteigen gestattet, was sich als ihrer Art gleich irgendwie bewährt. Diese Oberschicht entwickelt durch Zucht und Schulung ihre geistigen Fähigkeiten und Charaktereigenschaften weiter; diese strahlen auch nach unten in die Mittelschicht aus und ziehen sie mit nach oben; die Mittelschicht ihrerseits nimmt wieder die Unterschicht in der aufsteigenden Richtung mit. Das ist der Vorgang bei allen kulturellen Errungenschaften, bei wichtigen ebenso wie bei den alleräußerlichsten. Zuerst wird der steife Herrenkragen in der Oberschicht abgeschafft; es dauert einige Zeit; dann breitet sich der weiche Kragen in der Mittelschicht aus; nach einiger weiteren Zeit trägt kein Arbeiter mehr einen gestärkten Kragen. Das Stillen ihrer Kinder haben zuerst die obersten Schichten aufgegeben, vermeintlicher Vorteile der Körperkultur wegen. Ihnen folgten die Frauen der Mittelschicht und diesen wiederum die Frauen der Unterschicht. Heute stillt kaum eine Arbeiterfrau mehr ihr Kind. Aber inzwischen sind die Frauen der Oberschicht wieder vernünftiger geworden, und das Stillen der Kinder fängt an, hier wieder eine Sache des Ehrgeizes zu werden. In einigen Jahren wird die Mittelschicht nachgefolgt sein, und nach einigen weiteren Jahren werden auch die Arbeiterfrauen ihre Kinder wieder an der Brust nähren. In einem als Gesamtheit in die Höhe strebenden Volk können die Schichtungen daher auch nicht verschwinden; die unterste Schicht steht nach hundert Jahren viel höher als hundert Jahre vorher, um ebensoviel, als sich die Oberschicht gehoben hat; aber sie steht gegenüber der Oberschicht noch um ungefähr das gleiche niedriger als hundert Jahre früher.

Der Vorgang der Hebung, des ständigen Voranschreitens der Volksgemeinschaft im Anschluß an das Voranschreiten der Oberschicht kann aber nur so lange erfolgen, als ein bestimmtes Kräfteverhältnis zwischen den drei Schichten besteht. Die Oberschicht muß auch zahlenmäßig stark genug sein, damit ihr Vorsprung an Geistes- und Charakterkräften ausreicht, ihre Unterlegenheit an Masse gegenüber der Mittel- und Unterschicht aus-

zugleichen. Ebenso muß die Mittelschicht im Vergleich zur Unterschicht eine kopfmäßig genügende Stärke besitzen, um gegenüber dem Andrang der Masse der Unterschicht ihre Überlegenheit zu bewahren. Der beherrschende Einfluß einer Schicht auf die andere setzt sich immer zusammen aus der reinen Zahl ihrer Einzelpersönlichkeiten und der Stärke, der Spannungsgröße ihrer geistigen und sittlichen Eigenschaften. In dieser Summe läßt sich der zweite Summand nur schwer und nur ganz allmählich steigern, der erste aber leicht und schnell verringern. Es genügt, da es sich ja bei der Oberschicht von vorneherein immer um eine kleine Minderheit handelt, ein verhältnismäßig kleines Absenken ihrer Kopfstärke, um die Summe überhaupt unwirksam zu machen, um der Oberschicht ihr Übergewicht über die anderen Schichten zu rauben. Verliert aber die Oberschicht ihr Übergewicht, dann setzt sofort ein umgekehrter Vorgang ein. Dann hebt nicht mehr die Oberschicht das ganze Volk, indem sie es nach oben nachzieht, sondern dann drückt die Unterschicht das ganze Volk herunter, indem sie zunächst die Mittelschicht und diese die Oberschicht zu sich herunterziehen.

Nur auf dem Wege des Herunterziehens wäre daher auch die Verwirklichung jenes demokratischen Ideals möglich, das dahin geht, alle Schichtungen und Unterschiede in einem Volke zu verwischen. Selbst wenn es möglich wäre, Unterschicht und Mittelschicht im Laufe von Jahrzehnten und Jahrhunderten auf die Höhe zu heben, die eine Oberschicht zu einem bestimmten Zeitpunkt eingenommen hat, müßte doch die Oberschicht während dieser ganzen Zeit stillgestanden haben; denn wenn sie sich inzwischen ebenfalls gehoben hätte, wäre die Schichtung ja wieder da. Die Oberschicht müßte warten, bis zunächst die Mittelschicht ihre Kulturhöhe errungen, und dann beide zusammen, bis auch die Unterschicht nachgekommen. Dann wäre die Gesamtmasse so weit wie vor, sagen wir zwei Jahrhunderten, die Oberschicht war. Oder mit anderen Worten, sie wäre so weit, wie bei nichtdemokratischer Entwicklung die Unterschicht sowieso gewesen wäre, während Ober- und Mittelschicht um zwei Jahrhunderte weiter vorangeschritten wären. Das kommt

aber wieder auf dasselbe heraus, als ob es der Unterschicht nach den zwei Jahrhunderten gelungen wäre, Ober- und Mittelschicht plötzlich zu sich herunterzuziehen.

In dem Falle des mittelbaren wie in dem Falle des unmittelbaren Herunterziehens wäre die Endwirkung immer die gleiche. Das freiwillige wie das erzwungene Stillestehen des Ringens einer Oberschicht nach oben, um Oberschicht zu bleiben, würde die Kräfte erlöschen und absterben lassen, welche nach oben streben und die Gesamtheit des Volkes nach oben ziehen. Die Verwischung der Schichtungsunterschiede würde zu einem Stillstand der Kultur überhaupt führen, und an den Stillstand würde sich der Rückgang und schließlich der Untergang der Kultur anschließen. Jede Kraftleistung, auch jede Kulturleistung bedingt ein Gefälle von Stufen höherer Energie zu Stufen niederer Energie; hören die Gefällsunterschiede auf, dann hören auch alle Energieäußerungen auf, auch die kulturellen. Franz Haiser hat diese Frage mannigfach abgewandelt.

Der Fortschritt jedes Volkes ist proportional der Summe aus der Zahlenstärke seiner Oberschicht und der in ihr wirkenden Geistes- und Charakterkräfte. Das erste ist eine Zahlengröße, das zweite eine Energiegröße. Sinkt eine von beiden unter das Minimum, das nötig ist, um die Oberschicht als beherrschende Schicht über der Masse zu halten, dann bedeutet das, wie schon gesagt, den Untergang der Oberschicht und aller Kulturgüter des Volkes. Die Kräfte des Geistes und des Charakters lassen sich aber nicht erlernen und nicht mit dem Nürnberger Trichter einflößen, sondern sind Auswirkungen der Anlage, des Blutes, und werden von den Eltern auf die Kinder v e r e r b t. Der andere Summand, die Zahl, hängt von der Fortpflanzungsstärke der Träger der Oberschichtbegabung ab. Nun ist es ein ganz allgemeines Naturgesetz bei Pflanzen wie bei Tieren wie bei Menschen: je höher gezüchtet die Art ist, desto mehr sinkt die Fruchtbarkeit, desto mehr Sorgfalt und Pflege bedarf es, den Stand zu erhalten. Das edlere Blut ist immer auch das empfindlichere, weniger robuste, und unterliegt bereits Schädigungen, welche das unedlere Blut mit Leichtig-

keit übersteht. Das gilt auch auf dem Gebiete der Fruchtbarkeit. Wie wenigstens im Durchschnitt weder der deutsche Mann noch die deutsche Frau der Oberschicht es an reinen Körperkräften und an Ausdauer mehr mit Männern und Frauen der Arbeiter- und Bauernschaft aufnehmen können, sind auch der Fruchtbarkeit der Oberschicht engere Grenzen gezogen als der der unteren Schichten, auch da, wo der gute Wille zu zahlreicher Nachkommenschaft vorhanden ist. Die Kinderzahl der Arbeiter- oder der Bauernehe, die der Natur ihren Gang läßt, wird stets größer sein als unter der gleichen Voraussetzung die Kinderzahl einer Ehe aus der Oberschicht. Das Ei der mittel- oder niederblütigen Frau gleicht einem weniger fein gearbeiteten Schlosse, das so ziemlich alle Schlüssel, namentlich die ebenfalls weniger fein gearbeiteten, schließen; ebenso der Same des mittel- oder niederblütigen Mannes einem Schlüssel, der so ziemlich alle Schlösser gleicher Art schließt. Je edler das Blut wird, desto verwickelter werden auch Schloß und Schlüssel; die Anzahl der Schlüssel, die zu einem Schloß passen, die Anzahl der Schlösser, die von einem Schlüssel geöffnet werden, wird um so beschränkter, je feiner gearbeitet beide Teile, je höher gezüchtet das Blut ist.

Um die Fortpflanzungsstärke der einzelnen Schichten zahlenmäßig erfassen zu können, müßte man statistische Aufstellungen zur Verfügung haben, wie sie die amtliche Statistik bis jetzt nicht liefert, weil sich unsere ganze Kultur um die Blutsfrage nicht zu kümmern getraut. Man muß daher dabei zu ziemlich unsicheren und willkürlich gewählten Unterlagen greifen. Was bei uns noch an besserem oberschichtigen Blute vorhanden ist, dürfte sich der Hauptsache nach in den freien Berufen und in der Landwirtschaft zusammendrängen. Industrie, Bergbau, Handel und Verkehr, Gastwirtschaft, Lohnarbeit und Berufslose dürften verhältnismäßig arm an edlem Blute sein. Damit sind aber bereits die Rubriken aufgezählt, in welchen die Statistik unsere Berufsklassen zusammenfaßt. In den freien Berufen und in der Landwirtschaft dürften es wieder fast ausschließlich die Selbständigen sein, welche die eigentliche

Oberschicht darstellen. Selbstverständlich wäre auch wieder bei der Land- und Forstwirtschaft die Zahl viel zu hoch gegriffen, wenn wir die gesamten Selbständigen, jeden kleinen Bauer zur Oberschicht rechnen würden. Das gleicht sich aber dadurch aus, daß wir — dem Blute nach — sämtliche andere Berufsgruppen zur Mittel- und Unterschicht rechnen; die Summe der in diesen Schichten enthaltenen Edelblütigen dürfte der Summe der in den zwei anderen Gruppen enthaltenen Mittel- und Unterblütigen so ziemlich die Wagschale halten. Wir erzielen auf diese Weise ein Bild, das zwar immer noch stark willkürlich ist, aber der Wahrheit doch ziemlich nahekommen dürfte.

Von der Berufsstatistik wurden 1907 erfaßt 61 740 817 Deutsche. Der Land- und Forstwirtschaft gehörten als Selbständige an 2 500 859, den freien Berufen als Selbständige 558 847, dem Offiziersstand 34 136; das ergibt zusammengenommen für die Oberschicht 3 073 842 Köpfe gegenüber 58 666 965 Köpfen der Mittel- und Unterschicht. Auf rund 3 Köpfe der Oberschicht treffen also rund 60 Köpfe der Mittel- und Unterschicht.

Dementsprechend dürften auf 3 Ehen der Oberschicht — Oberschicht hier immer dem Blute und den Anlagen nach gemeint, nicht nach den zufälligen Besitzes- und Standesverhältnissen — etwa 60 Ehen der anderen Schichten kommen. Bei der Beurteilung der Fruchtbarkeit sind wir wieder auf ziemlich willkürliche Annahmen angewiesen, dürften aber mit den nachfolgenden, schematisch gewählten Zahlen wohl das Richtige treffen, namentlich, wenn man auch die geringere Fruchtbarkeit der fruchtbaren Ehen der Oberschicht gegenüber der größeren der Unterschichten mit berücksichtigt, die hier nicht herangezogen ist. Von 3 Ehen der Oberschicht dürften etwa 1, von 60 der Unterschicht aber nicht 20, sondern höchstens 15 unfruchtbar sein. Nehmen wir nun wieder schematisch eine Kinderzahl von 3 für die fruchtbaren Ehen an; es kommt ja dabei immer nur auf die ungefähre Richtigkeit des Verhältnisses, nicht auf die absolute Richtigkeit der Zahlen an. Dann erzeugen die 3 Oberschichtehen 6 Kinder,

die 60 Unterschichtehen 135 Kinder. Oder mit anderen Worten: in der vorangehenden Generation stehen 6 Köpfen der Oberschicht 120 Köpfe der Unterschicht entgegen, also 1 auf 20; in der nachfolgenden 6 Köpfen der Oberschicht 135 Köpfe der Unterschicht, also 1 Kopf 22,5. In der nächsten Geschlechtsfolge ist das Verhältnis 1 : 25, in der übernächsten 1 : 29. Nehmen wir die unehelichen Kinder noch dazu, so wird unter den heutigen Verhältnissen das Bild noch ungünstiger; denn die Zahl der unehelichen Kinder, welche von Vater- und Mutterseite her aus der Unterschicht stammen, ist noch unverhältnismäßig größer, als die der halb oder ganz aus der Oberschicht stammenden unehelichen Kinder. Diese Zahlen sagen aber dürr und klar: unter den heute herrschenden ehelichen Verhältnissen und der heute herrschenden Geschlechtsmoral muß die Oberschicht aus gutem deutschen Blut notwendig immer dünner werden; sie wird von dem unterschichtigen Blut immer weiter zurückgedrängt.

Zu denselben Ergebnissen kommen zwei vereinzelte statistische Untersuchungen. In England trafen (nach Dr. R. Fetscher, „Umschau", 29, 8; 21. II. 1925) 1913 auf 1000 verheiratete Männer folgende Geburtenzahlen:

in der Oberschicht und im oberen Mittelstand	119
im unteren Mittelstand	132
bei den gelernten Arbeitern	153
bei den ungelernten Arbeitern	213

In Preußen kamen 1912 auf eine Ehe Geburten bei:

Offizieren, höheren Beamten, freien Berufen	2,0
technisch und kaufmännisch gebildeten Angestellten	2,5
Gesellen, Gehilfen usw. mit gewerblicher Ausbildung	2,9
Fabrikarbeitern, Handlangern usw. ohne gewerbliche Ausbildung	4,1
Landarbeitern, Tagelöhnern	5,2

Auf ein Ehepaar müßten durchschnittlich 3,8 Geburten entfallen, um den Volksbestand zu erhalten; diese Zahl haben nur die beiden untersten Klassen überschritten. Die größere

Säuglingssterblichkeit unter den Nachkommen Geringwertiger stellt nur einen ganz ungenügenden Ausgleich her.

Fetscher veranschaulicht die Wirkung derartiger Unterschiede auf die Zusammensetzung künftiger Geschlechter an einem theoretischen Beispiel. Nehmen wir an, eine Bevölkerung von einer Million bestünde aus zwei gleich starken Gruppen A und B, die beide die gleiche Sterblichkeit von 15 auf 1000 jährlich besäßen; während die Gruppe A jedoch 20 Geburten auf 1000 jährlich aufwiese, betrügen sie bei B nur 10. (Fetscher nimmt also bei der Fortpflanzung ein Verhältnis von 2 der geringeren Schichten zu 1 der besseren Schichten an, wie es der Statistik in England und Preußen entspricht, während in unseren vorhergehenden allgemeinen Berechnungen das für die Oberschicht viel günstigere Verhältnis von 1 : 1 angenommen wurde. Dagegen ist das Verhältnis von 1 : 1 in der Stärke der Gruppe A und B zueinander viel zu günstig; in Wirklichkeit entspricht in Deutschland die Stärke der Oberschicht im Vergleich zu der Stärke der geringwertigeren Schichten etwa dem Verhältnis von 1 : 20. Die wirkliche Verschiebung in der Bevölkerung ist also noch viel erschreckender als unter den Voraussetzungen Fetschers.) Unter den Voraussetzungen Fetschers ändert sich die Zusammensetzung der Bevölkerung wie folgt:

			A	B
	0	Jahre	500000	500000
nach	10	Jahren	525600	474400
"	20	"	552600	447000
"	30	"	580800	419200
"	40	"	610600	389400
"	50	"	641900	358100
"	60	"	674800	325200
"	70	"	709400	290600
"	80	"	745700	254300
"	90	"	783900	216100
"	100	"	822700	175800
"	110	"	860300	133700
"	120	"	910700	89300
"	130	"	957300	42700
"	140	"	1007200	000000

Nach 140 Jahren ist also die Gruppe B so gut wie ausgestorben.

Wie schon erwähnt, sind die wirklichen Verhältnisse noch viel ungünstiger als die von Dr. Fetscher willkürlich angenommenen. Die deutsche Oberschicht wird eines nicht zu fernen Tages von der Unterschicht überwuchert und aufgesogen sein, allein unter der Wirkung der Einehe und der herrschenden christlichen Geschlechtsmoral.

Aber die Oberschichten unterliegen auch noch anderen Einflüssen, welche die Wirkung der genannten unterstützen und beschleunigen. Wenn ein Volk um sein Dasein gegen andere Völker zu kämpfen hat, dann ist es immer das Vorrecht der Oberschicht, in den ersten Reihen zu kämpfen und zu fallen. Je weiter wir in der Geschichte zurückgehen, desto vorwiegender werden die Kämpfe von der Oberschicht geführt, und desto größer waren die Verluste an gutem Blut in jeder Schlacht und jedem Krieg im Verhältnis zu den Verlusten an geringerem Blute. Dieses Verhältnis ist aber auch in den Kriegen der Jetztzeit geblieben. Die Menge der eingesetzten Männer aus der Unter- und Mittelschicht ist außerordentlich viel größer geworden; aber mindestens ebensoviel ist die Zahl der Söhne aus guten Familien, die zu den Waffen berufen wurden, gewachsen. Und wiederum sind es diese gewesen, welche in allen gefährlichen Unternehmungen den anderen voranzugehen hatten, als erste aus dem Schützengraben herauszustürmen, die anderen mit sich fortzureißen und als erste — zu sterben hatten. Im letzten Weltkriege betrugen die Gesamtverluste der deutschen aktiven Offiziere an Gefallenen, Vermißten und Verwundeten 94,7 vom Hundert; es sind also nur 5 von 100 aktiven Offizieren lebend und unverwundet aus dem Kriege zurückgekehrt. Tote und Vermißte verloren die aktiven Offiziere 39,2, die Mannschaften 19 vom Hundert. Die aktiven Offiziere dürften wohl so ziemlich alle dem guten Blute zuzurechnen sein, von den gefallenen Mannschaften immerhin ein

erklecklicher Teil; das Verhältnis der Verluste dürfte sich also in Wirklichkeit noch ungünstiger für das edle Blut stellen.

Die Verhältnisse nach dem Kriege haben für das gute Blut eine Erscheinung mit sich gebracht, die in der Geschichte der Oberschichten noch kaum dagewesen sein dürfte und eine neuartige Verschlechterung der Vermehrungsmöglichkeiten der Oberschicht herbeiführte; das ist der plötzliche unverschuldete Verlust mittlerer und großer Vermögen durch den Inflationsschwindel. Das bessere Blut bedarf, um sich zu erhalten, einer besseren Pflege, einer besseren Erziehung, einer besseren Lebenshaltung; bei der Lebensweise eines Tagelöhners wird es einfach krank und geht zugrunde. Man kann seinen Kindern heutzutage eine sorgfältige Erziehung ohne Geld nicht angedeihen lassen, und namentlich die Witwen aus guten Familien, die nach Kriegen in der Oberschicht besonders zahlreich werden, müssen sich auf etwas Vermögen stützen können, um ihre Kinder ihren Fähigkeiten gemäß ausbilden lassen zu können. Soweit es nicht Landgüter besaß, ist aber das gute Blut, sowohl das noch in der Oberschicht wie besonders das in der Mittelschicht befindliche verarmt; meistens hatten gerade die „soliden" Familien ihr Vermögen in mündelsicheren Papieren angelegt; in diesen Fällen ist das Vermögen restlos, aber auch bei Anlagen in Industriepapieren fast restlos verschwunden. Vom Nachwuchs aus diesen Familien wird daher ein noch viel größerer Teil als bisher zugrunde gehen und sich, soweit er sich gerade im fortpflanzungsfähigen Alter befindet, noch weniger Nachwuchs gestatten können als bisher. Auch aus diesem Grunde werden also die Verluste noch zunehmen, und der natürliche Gesamtrückgang des guten Blutes noch weiter gesteigert werden.

Die vorchristlichen und nichtchristlichen Völker haben dieser Benachteiligung entgegengearbeitet, indem sie in ihrer Moral den Männern ihrer Oberschicht stets das Recht zuerkannten, eine Mehrzahl von Frauen zum Spiel und zur gewollten oder ungewollten Kindererzeugung heranzuziehen. Der Adel fast aller Völker lebte in Mehrehe, ob nun die Frauen sich gleich-

gestellt waren wie in einem Harem, oder ob sie als Nebenfrauen, Kebsinen, Friedels, Spielmägde einen niedereren Rang als die Hauptfrau einnahmen. Der Held, der gutblütige Mann konnte dadurch seine hochwertigen Eigenschaften auf eine größere Zahl von Nachkommen vererben und dadurch der natürlichen stärkeren Vermehrung des unedleren Blutes ein Gegengewicht bieten. Er sicherte dadurch dem besseren Blut die zahlenmäßige Möglichkeit, sich im Kampf ums Dasein und um Macht gegenüber dem schlechteren zu behaupten und weiterhin Oberschicht zu bleiben. Mochte dem Krieger dann auch im Kampfe ein früher Tod drohen, so war doch für die Erhaltung seiner Art gesorgt.

Indem dabei der Edle seine Hand auch auf Mädchen aus der mittleren und unteren Schicht legte, die sich durch schöne Körperformen, Liebreiz oder Vorzüge irgendwelcher Art auszeichneten, verbesserte er gleichzeitig das Blut der unteren Schichten, hob es, und schuf damit in den unteren Schichten die Blutsunterlage sowohl zum Aufstieg der Gesamtschicht wie zum Aufstieg einzelner aus der Gesamtschicht in die oberen Schichten. Das erste Kind, das ein Mädchen hat, beeinflußt auch noch die nachfolgenden Kinder, auch wenn sie von einem anderen Manne stammen, namentlich wenn das erste Kind seinem Vater nachschlägt. Es ist ein Blutkreislauf, der Mutter und Fötus durchströmt; es gehen also Säfte nicht nur von der Mutter auf das Kind, sondern auch, soweit es anderer Art ist, von dem Kind auf die Mutter über, und sicher können Eigenschaften auch durch den Säfteaustausch übertragen werden. Stammt das vorangehende Kind eines Mädchens geringeren Blutes von einem hochstehenden Manne, so wird das nachfolgende Kind eines geringeren Mannes mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit edler ausfallen, als es ohne den Erstling ausgefallen wäre. Steckt hinter der Hypothese von dem Vitamincharakter des männlichen Samens, die im ersten Abschnitt über das Weib erörtert wurde, mehr als eine Vermutung, so wäre sogar durch bloßen Verkehr eines Mädchens mit einem edelblütigen Manne eine Veredlung der späteren Nachkommen-

schaft des Mädchens zu erwarten. Der radikale Antisemitismus behauptet bekanntlich mit aller Bestimmtheit, die Kinder eines arischen Mädchens, das längere Zeit mit einem Juden geschlechtlich verkehrt habe, trügen auch bei einem rein arischen Vater stets jüdische Züge. Wenn diese Beobachtung richtig ist, so muß auch die Veredlungsmöglichkeit späterer Kinder durch einen vorhergegangenen Verkehr mit einem edelblütigen Manne gegeben sein. Man darf sich natürlich heute das Edelblut nicht mehr an den Namen gebunden denken; in einem Arbeiterkinde kann heute unter Umständen mehr edles Blut stecken als in einem Fürstensohne. Der Vater muß auch bei einer hochadligen Dame nicht immer unbedingt mit dem angetrauten Manne identisch sein, und wenn der Zufall es will, kann gerade das schlechte Blut im Lauf der Geschlechter sich bei den Namensträgern herausmendeln. Es kann aber auch umgekehrt gehen.

Unsere demokratische Zeit von heute ist so stolz, wenn sich aus einfachen Arbeiter-, Bauern- oder Bürgerkreisen ein Mann zu angesehener Stellung, zum Großindustriellen, zum Gelehrten, zum Künstler entwickelt. Aber die „Mutationen", die sprungweisen Änderungen einer Art, namentlich in der Richtung nach oben, sind in der Natur ungemein selten; selbst wo sie in der Pflanzenwelt nachgewiesen sind, handelt es sich um vielverschleppte und wahrscheinlich auch um vielgekreuzte Arten; es sind also Rückschläge oder Durchschläge alter Abarten nicht ausgeschlossen. Im Menschengeschlecht sind Mutationen recht unwahrscheinlich. Im allgemeinen gibt die Kreuzung eines Holzapfels mit einem Holzapfel wieder einen Holzapfel, und wenn dabei einmal eine Reinette herauskommen sollte, wird jeder Gärtner vermuten, irgendein Vorfahre des einen Holzapfels sei schon einmal mit einer Reinette gekreuzt worden. Die Stammbäume der plötzlich aus niederem Blut entsproßten Genies reichen selten weit zurück, und wenn sich in ihnen uneheliche Kinder vorfinden, wird gewöhnlich schnell darüber hinweggehuscht, schon weil der wirkliche Vater sich selten nachweisen läßt.

Die allgemeine Emanzipation, Befreiung, hat auch die Arbeiter und einfachen Bauernkreise befreit; sie bleiben seitdem immer mehr unter sich, und es fließt kaum mehr Blut von oben in sie. Sowohl die ehelichen wie die unehelichen Kinder stammen immer mehr von Vätern derselben Klasse. Die Folge davon ist, daß die ganze Klasse immer gewöhnlicher, minderwertiger, „ordinärer" wird. Wer mit offenen Augen Deutschland durchwandert, kann ganz gut beobachten, wie der Grad der Ordinärheit einer Bevölkerung zunimmt mit der Reinheit des unterschichtigen Blutes; seit je längerer Zeit eine untere Bevölkerungsgruppe, wie z. B. die Arbeiterschaft in manchen Industriegegenden, von dem Zufluß besseren Blutes aus Landadel, Beamten, Offizieren oder gutrassigem Bauerntum abgeschlossen ist, um so rassig minderwertiger wird sie. Noch schlimmer ist es, wenn der frühere Zufluß besseren deutschen Blutes infolge der Emanzipation der Juden durch jüdischen Blutzufluß ersetzt wird; dann greift der rassige Verfall noch verheerender um sich. Man betrachte sich einmal den Nachwuchs der unteren Schichten der Judenstädte Frankfurt und Berlin.

3.

Heute handelt es sich gar nicht mehr um die Erhaltung des guten Blutes in der Oberschicht allein, in den Familien mit gutem Namen und von guter Herkunft; der Adel, Hochadel und niederer Adel, ist sogar durch schlechte Kreuzungen, teilweise auch wohl schlecht geführte Inzucht dem Blute nach vielfach so minderwertig wie nur irgendein Mischgeschlecht der mittleren oder unteren Schicht. Heute ist in allen Schichten der Bevölkerung der „anständige" Mensch schlechtweg im Aussterben begriffen und bei Fortdauer der heutigen Moral dem Untergang anheimgegeben. Denn gerade für den anständigen deutschen Menschen ist die „Moral" das stärkste Hindernis für eine zahlenmäßig genügende Fortpflanzung, die er zur Erhaltung seiner Art gegenüber der Vermehrung der Minderwertigen nötig hätte. Denn der anständige Mensch ist auch der

hochmoralische Mensch; für ihn bedeutet infolgedessen die herrschende Moral eine viel stärkere innere Hemmung, die Schranken dieser Moral zu überschreiten als für den Minderwertigen. Der anständige Mann macht sich „ein Gewissen daraus", ein unbescholtenes Mädchen zu verführen; der weniger anständige hängt, wenn er Gelegenheit hat, seelenruhig einer Reihe von Mädchen Kinder an und wandert weiter. Noch viel stärker wirkt die Moral auf das „anständige" Mädchen; auch wenn sie durch und durch zur Mutter geboren ist, mit allen Fasern ihres Wesens mütterlich empfindet und sich nach einem Kinde sehnt, wird es dem Mädchen besonders der besseren Kreise ungemein schwer fallen, oft unmöglich sein, die Schranken der Sitte zu durchbrechen und sich das Kind zu verschaffen, dem sie Mutter sein möchte. Gerade der anständige Mensch, für den die Einehe, wie gezeigt wurde, von vorneherein aus rein zahlenmäßigen Gründen zur Erhaltung seiner Art nicht genügt, wird daher durch die heutige Moral fast ausschließlich auf die Einehe als Weg der Fortpflanzung angewiesen sein, während der Minderwertige sich sowohl in der Ehe als auch außerhalb derselben viel stärker fortpflanzen wird. Dazu kommt noch das Verantwortungsgefühl gegenüber den Kindern; der anständige Mensch macht sich unter den heutigen Verhältnissen Sorge darüber, was aus seinen Kindern wird, wie sich namentlich bei vielen Kindern die Zukunft derselben gestalten wird, während der Minderwertige unbekümmert Kinder auf die Welt setzt, mag aus denselben werden was will.

Das preußische Industriestädtchen Gladbeck, Regierungsbezirk Münster, hat in seinem Etat einen Betrag zur Ehrung kinderreicher Mütter eingestellt, der September 1925 erstmalig zur Verteilung kam. Diese Ehrengabe — je hundert Goldmark — sollten alle Mütter erhalten, gleich welchen Standes und ungeachtet der Vermögensverhältnisse der Familien. Es wurden 132 Mütter mit 10 und mehr Kindern festgestellt. Nach dem Beruf des Mannes geordnet ergab sich folgendes Bild: Arbeiterfrauen 105, Arbeiterwitwen 10, Gewerbetreibende 9, Angestellte und Beamte 6, Landwirte 2. Die

Gesamtzahl der Kinder betrug 1386; aber wenn auch nur 10 Kinder auf jede Mutter gerechnet werden, stehen immer noch 1150 reinen Arbeiterkindern unter den kinderreichsten Familien nur 170 Kinder anderer Stände gegenüber. Dabei ist aus den Angaben der Stadt noch in keiner Weise zu ersehen, ob in den Adern dieser 170 Kinder besseres, ob überhaupt deutsches Blut in ihnen strömt. Gladbeck hat eine Synagoge, und in die Bevölkerung des ganzen Recklinghauser Kreises dürfte auch verschiedentlich polnisches Blut eingeflossen sein. Der Kinderreichtum allein nützt uns nichts; es kommt auf die Blutbeschaffenheit der Kinder an.

Für das Aussterben des „anständigen" Menschen auch in den unteren Schichten bringt Universitätsprofessor Dr. Lenz in München in seinem Büchlein „Über die biologischen Grundlagen der Erziehung" (Verlag J. F. Lehmann, München 1925) einen bemerkenswerten statistischen Nachweis. Auf seine Anregung hat „ein Münchener Schularzt, Dr. Fürst, von 500 Fortbildungsschülern einerseits die Durchschnittsnoten, anderseits die Geschwisterzahl festgestellt. Da hat sich nun folgendes gezeigt. Die Schüler mit der Durchschnittsnote 2 hatten im Durchschnitt 2,32 Geschwister, die mit Note 3 hatten 2,89, die mit Note 4 hatten 3,41, die mit Note 5 hatten 5,93 Geschwister".

Nun gehen in die Münchener Fortbildungsschule so gut wie ausschließlich Kinder aus niederen Kreisen; die Fortbildungsschule ist die zwangsmäßige Fortsetzung für die Kinder, deren Begabung für den Besuch einer Realschule oder höheren Mittelschule nicht ausreicht oder deren Eltern die Mittel fehlen, ihre Kinder eine höhere Schule besuchen zu lassen. Der letzte Grund dürfte aber nur eine verschwindend geringe Rolle spielen; denn gerade in Städten wie München wird durch Stiftungen und staatliche und kirchliche Unterstützung — oft kann man sagen: leider — so ziemlich jeder Volksschüler, dessen Begabung einigermaßen für den Besuch einer höheren Schule genügt, in eine solche hineingeschoben.

Lenz fährt dann fort: „Das ist ein geradezu niederschmet-

terndes Ergebnis ... Die Vermehrung der Bevölkerung ist im wesentlichen den Noten 4 und 5 überlassen. Das führt im Lauf der Generationen unweigerlich zu einer fortschreitenden Verdummung der Bevölkerung. In diesem Zusammenhang möchte ich auch noch einmal auf die Untersuchung von Reiter und Osthoff an den Familien der Hilfsschüler von Rostock zurückkommen. Auf 234 Mütter von Hilfsschülern kamen im ganzen 1490 Kinder, d. h. 6,4 auf die Mutter. Das ist eine gegenüber dem Durchschnitt der Rostocker Bevölkerung verdoppelte Fruchtbarkeit. Schon in einer einzigen Generation verdoppelt sich also der Anteil der Hilfsschülerfamilien an der Bevölkerung; und wenn das so weiter geht, wird in verhältnismäßig wenigen Generationen ein unerhörter geistiger Tiefstand eintreten." In die Hilfsschule kommen nämlich Kinder, deren geistige Begabung als Schwachsinn zu bezeichnen ist oder an Schwachsinn grenzt.

Lenz hat also vollkommen recht, wenn er „die Lage, in der sich unsere Rasse in biologischer Hinsicht befindet, eine ganz verzweifelte" nennt, auch wenn er sich nur auf die Verstandesstufe bezieht. In dem Begriff „anständig" will ich noch mehr zusammengefaßt wissen; die dem Verstande nach Minderwertigen liefern, wie die amtlichen Statistiken der Polizei in der ganzen Welt beweisen, auch den ganz überwiegenden Teil der moralisch Minderwertigen. Und umgekehrt sind die Menschen, namentlich die deutschen, die unter unseren Begriff „anständig" fallen, sehr selten unter dem Durchschnitt begabt. Die Zusammenstellung „gutmütig und dumm" ist in den meisten Fällen, in denen sie angewendet wird, unzutreffend. Die gutmütigen Menschen sind selten wirklich dumm, häufig aber faul, bequem, was dann den Anschein der Dummheit erweckt.

Recht belangreich sind auch die Ergebnisse von Begabungsprüfungen, die der Amerikaner L. Stoddard in seinem Buch „Der Kulturumsturz" (Verlag J. F. Lehmann, München) veröffentlicht hat. Die Untersuchungen erstreckten sich auf 1 700 000 amerikanische Heeresangehörige. Die Abstufung geschah nach folgender Bewertung:

A = sehr hohe Begabung
B = hohe Begabung
C+ = hohe Durchschnittsbegabung
C = Durchschnittsbegabung
C− = niedere Durchschnittsbegabung
D = geringe Begabung
D− = sehr geringe Begabung
E = unbelehrbare Menschen

Letztere = E wurden sofort ausgeschieden. Den Stufen wurde ein „geistiges Alter" zugeordnet. Man erhielt folgende Tabelle:

Stufe	Hundertsatz	Geistiges Alter
A	4½	18–19
B	9	16–17
C+	16½	15
C	25	13–14
C−	20	12
D	15	11
D−	10	10

Auf die Gesamtbevölkerung übertragen würde also das durchschnittliche geistige Alter der Amerikaner der Intelligenz eines 14jährigen Kindes entsprechen. Von den 100 Millionen Gesamtbevölkerung würden 45 Millionen oder fast die Hälfte niemals die geistige Stufe eines 12jährigen Kindes überschreiten; 13½ Millionen würden eine höhere, 4½ davon eine sehr hohe Begabung aufweisen. Das wäre nun nicht einmal so schlimm; ähnliche Verhältnisse für Deutschland angenommen, würden wir dann in unserem Land über 3,8 Millionen sehr hoch begabte Menschen verfügen. Damit könnten wir ganz zufrieden sein. Aber es ist nicht so. Die Amerikaner legen offenbar einen ziemlich bescheidenen Maßstab an. Ihre Stufen A und B würden von uns aller Wahrscheinlichkeit nach zu 90 vom Hundert der Stufe C+ und C zugeteilt werden; dann blieben für die Stufen A und B zusammen etwa 1,3 Prozent über, was eher der Wirklichkeit entsprechen dürfte.

Die andere Bewertungsart der Amerikaner geht aus einer zweiten Tabelle hervor, welche die Offiziere des Heeres in ihre

Begabungsstufen zerlegt. Von ihnen rechnet die Untersuchung 55 Prozent der Stufe A, 29 Prozent der Stufe B, 12 Prozent der Stufe C+ und 4 Prozent der Stufe C zu. Nun haben wir nicht den mindesten Grund, die Begabung der amerikanischen Offiziere höher einzuschätzen als die der deutschen; im Gegenteil. In Deutschland würde aber wohl niemand 55 Prozent irgendeines Berufes, seien es nun Offiziere oder Beamte oder freie Berufe, als „sehr hoch begabt" und weitere 29 Prozent als „hoch begabt" anerkennen. Selbst wenn wir den Stand hernehmen, dessen geistige Auslese wenigstens der Theorie nach die schärfste sein müßte, den der Hochschullehrer, wären wir doch wahrscheinlich schon erheblich im Zweifel, ob wir auch nur 29 Prozent insgesamt davon als sehr hoch und hoch begabt bezeichnen dürfen. Die amerikanischen Ziffern für A, B und C sind also nach unseren Begriffen sicher sehr viel zu hoch gegriffen.

Noch schlimmer wird die Sache, wenn man von diesem Gegenwartsbild weg in die Zukunft schaut. Auch dafür gibt Stoddard einige bemerkenswerte Zahlen. Auf 10 Gelehrte kommen in Amerika durchschnittlich 7 Söhne. Auf Grund der gegenwärtigen Vermehrungsziffern werden tausend erfolgreiche Besucher der Harvarduniversität nach 200 Jahren fünfzig Nachkommen haben, dagegen 1000 gegenwärtig in Boston lebende Rumänen – wohl meist Taglöhner – 180 000. Diese Zahlen dürften sich auf Deutschland ohne viel Abänderung übertragen lassen.

Einen gewissen Anhaltspunkt dafür können uns die Zahlen geben, welche das preußische statistische Landesamt über die soziale Gliederung der Studierenden in Preußen im Sommerhalbjahr 1925 festgestellt hat. Eine gesunde Entwicklung würde den weit überwiegenden akademischen Nachwuchs aus den bereits vorhandenen akademisch gebildeten Kreisen hervorgehen lassen; was aus den anderen Kreisen auf die Hochschulen nachrückt, müßte eine Blütenlese der besten Köpfe dieser Kreise und infolgedessen naturgemäß weit in der Minderheit sein. Die wirkliche Zusammensetzung der Eltern war aber die folgende:

Höhere Beamte, Universitätsprofessoren, höhere Geistliche und Lehrer	4423
Freie Berufe mit akademischer Bildung	2089
Gutsbesitzer und Gutspächter	764
Privatangestellte in leitender Stellung	1169
Fabrikbesitzer und Direktoren	1322
Offiziere	452
Berufslose und sonstige Berufe (Hälfte)	551
	10770

In diesen Berufsklassen dürften die akademisch gebildeten Kreise so ziemlich erschöpft sein; die darin enthaltenen nicht akademisch Gebildeten dürften den in den anderen Berufsklassen mitgezählten akademisch Gebildeten mindestens die Wagschale halten.

Die Eltern der übrigen Studierenden setzten sich folgendermaßen zusammen:

Handel, Gewerbe, Bergbau, Banken, Versicherung	8332
Mittlere Beamte, Lehrer ohne akademische Bildung	8218
Handwerksmeister	1940
Privatangestellte in nicht leitender Stellung	2014
Kleinlandwirte	1586
Freie Berufe ohne akademische Bildung	389
Untere Beamte	376
Unteres Militär	47
Arbeiter	425
Berufslose und sonstige Berufe (Hälfte)	551
	23 878

Den 10 770 Studierenden, die akademisch gebildeten Kreisen entstammen, stehen also 23 878 aus nicht akademisch gebildeten Kreisen stammende Studierende gegenüber; die ersteren bilden also nur mehr ein schwaches Drittel. Mit anderen Worten: in etwa zehn Jahren werden mindestens zwei Drittel aller leitenden und verwaltenden Stellen im Deutschen Reich mit Köpfen besetzt sein, denen man vor zwanzig oder dreißig Jahren noch nicht die Fähigkeit zuerkannt hätte, eine derartige Stelle zu bekleiden. Es wäre selbstverständlich unsinnig, anzunehmen, die geistigen Fähigkeiten der mittleren und unteren Schichten hätten sich in diesen Jahrzehnten eben auf die Höhe

der oberen Schichten der früheren Zeit gehoben; in Wirklichkeit haben sich die Ansprüche an die Fähigkeiten und Leistungen erniedrigt, weil die hochwertigen Schichten nicht mehr genug Nachwuchs lieferten, und sich die Ansprüche, die Prüfungen usw. dem vorhandenen Material anpassen müssen.

Den rasend raschen geistigen Niedergang unseres Volkes wird man nicht so gewahr, weil man im allgemeinen die verschiedenartigen geistigen Begabungen nicht auseinanderhält. Es gibt nach Wildermuth[1]) dreierlei ganz verschiedene geistige Veranlagungen: den klugen Menschen, den begabten Menschen und den gescheiten Menschen. Der kluge Mensch hat ein sicheres Gefühl dafür, was im gegebenen Augenblick für ihn vorteilhaft ist zu glauben, zu sagen und zu tun. Er vermag selbst kein Gericht zu bereiten; aber er erkennt rasch an von anderen bereiteten Gerichten, ob sie ihm selbst gut bekömmlich sind oder ob er mit ihnen gute Geschäfte machen kann. Der begabte Mensch besitzt die Fähigkeit, das, was gelehrt und gelernt werden kann, sich rasch anzueignen und zweckmäßig anzuwenden. Er vermag selbst gute Gerichte auf den Tisch zu bringen, wenn er bei einem guten Koch in der Lehre gewesen war oder ein gutes Kochbuch mit brauchbaren Rezepten zur Verfügung hat. Mit derselben Leichtigkeit lernt er auch schlechte und mittelmäßige Rezepte und kocht dann eben schlecht oder mittelmäßig. Weder schöpferisch noch im Erkennen leistet er Selbständiges. Wenn eine Lage sich nach dem, was er gelernt hat, beurteilen läßt, trifft er das Richtige; ist sie neuartig und paßt sie in kein von ihm bereits angeeignetes Schema, dann sucht er sie mit Gewalt in ein ihm geläufiges oder von ihm nachschlagbares Schema hineinzupressen und haut dann gewöhnlich daneben; er beurteilt die Lage dann falsch und zieht im Erkennen und im Handeln falsche Schlüsse. Sind dann einige Jahre vergangen und die Erfahrung oder das Urteil anderer hat die Unrichtigkeit seiner damaligen Beurteilung offenbar werden lassen, dann ändert er sein erstes Urteil über die seinerzeitige Lage und tut so, als ob er sie gleich richtig beurteilt hätte. Die anderen glauben ihm

[1]) „Die Umschau" Nr. 5, 1922.

das gewöhnlich, und er kommt dann in den unberechtigten Ruf eines gescheiten Menschen. Beim nächsten Auftreten einer neuartigen Lage fällt er dann wieder ein falsches Urteil.

Der gescheite Mensch beurteilt im Unterschied zum begabten die Lage sofort richtig, wenn sie gegeben ist; er zieht aus ihr vorher die Schlüsse, welche dann die Erfahrung bestätigt; und findet auch die Mittel, ihr gerecht zu werden. Kleine anscheinend nebensächliche Punkte können ihm Ausgangspunkt neuer Erkenntnisse und großer Entdeckungen oder Erfindungen sein. Er ist der Koch, der die neuen Speisen erfindet. Dabei braucht er weder klug noch begabt im engeren Sinne zu sein. Möglicherweise lernt er schwer und langsam; aber was er aufgenommen, kommt in ihm zu ganz anderer Bedeutung als im nur begabten Menschen. Häufig ist er das Gegenteil von klug und handelt öfter zu seinem Nachteil als zu seinem Vorteil. Der kluge Mensch tut sich im Leben leicht; er schwimmt immer oben und bringt es als Geschäftsmann oft zu Großem; in Zeiten, in denen alles zum Geschäft wird, ist er in allen Zweigen der gegebene Mann. Dem begabten Menschen ist eine gute Laufbahn sicher; man kann ihn überall verwenden und meistens ist er auch so klug, an der unrichtigen Stelle nicht anzustoßen. Der gescheite Mensch kann dem Leben unbeholfen und schwerfällig gegenüberstehen; er weiß sich selten zur Geltung zu bringen, und wenn er einmal Gelegenheit hat, seine geistige Überlegenheit zu zeigen, ziehen meistens andere den Nutzen daraus. Gewöhnlich ist er anderer Meinung als die anderen Leute, was ihm noch allenfalls verziehen würde; da er aber meistens auch recht behält, ist er fast immer sehr unbeliebt. Gerade der gescheite Mensch ist daher in seiner Fortpflanzung am meisten gefährdet, und seine, die geistig höchste Stufe, ist am frühesten der Gefahr des Aussterbens ausgesetzt. Man muß in Deutschland heute schon mit der Lupe suchen, wenn man einen gescheiten Menschen finden will. Solange man von der geistigen Hinterlassenschaft seiner gescheiten Vorfahren zehren kann, kann ein Volk auch unter der Herrschaft der nur Begabten voranschreiten, bis der Vorrat alle ist; dann erfolgt Stillstand.

Aber noch zuvor werden unter der christlichen Geschlechtsmoral auch die Begabten bis auf eine nicht mehr nennenswerte Zahl den gescheiten Menschen nachgefolgt und ausgestorben sein.

Der einzig mögliche Weg, die Intelligenz, das gute Blut und den anständigen Menschen zu erhalten, ist eine Änderung der Moral in dem Sinne, wie sie im vorhergehenden Abschnitt angedeutet wurde. Der Mitgartvorschlag Dr. Hentschels, gewissermaßen Gestüte anzulegen, in denen sich rassig besonders hochstehenden Männern besonders gutrassige Frauen zur Verfügung stellen, ist gut gemeint und theoretisch als Mittel zur Aufbesserung der Rasse auch gut gedacht, aber in Wirklichkeit nicht durchführbar, weil sich hochstehende Männer nicht zu Körhengsten und hochstehende Frauen nicht zu Zuchtstuten hergeben werden. Zur Züchtung einer guten Knechtsrasse — und die ist ohne Zweifel auch etwas wert — wäre das Mittel wohl zu gebrauchen; ein gesunder, schön und kräftig gebauter Taglöhner oder Bauernknecht wird sich gegen guten Lohn gern für so ein Gestüt anwerben lassen, und gesunde Mädchen aus seinen Kreisen werden sich wohl auch finden. Aber gerade die höchststehenden Köpfe auf gesundem Leibe — und Hentschel will doch wohl auch eine geistig und seelisch hochstehende Rasse, nicht nur eine körperlich tüchtige, züchten — werden sich kaum einladen lassen, einmal ein Jahr auf einer derartigen Menschenfarm zuzubringen, und ebenso werden hochstehende Frauen sich schwer dazu entschließen können, die Reise auf die Farm anzutreten, um sich dort unter einer von dem Herrn Direktor geprüften Männerschar einen passenden Vater für ein gewünschtes Kind auszusuchen. Wer würde überhaupt die Zuchtstücke bestimmen? Würde es nicht gehen wie heute allgemein bei der Suche nach „Führern" auf allen Gebieten, dem politischen, dem gelehrten, dem künstlerischen; um alle wirklich hervorragende Leute geht man herum wie die Katze um den heißen Brei, und gewählt wird nur die brave, durch irgendwelche Äußerlichkeiten etwas besser als der Durchschnitt aufgeputzte Mittelmäßigkeit.

Hentschels Mitgartvorschläge sind „erdacht"; aber in so tief verwurzelten Naturtrieben dringt man mit Erdachtem

nicht durch. In solchen Fragen kann ein „Eingreifen" in die Natur immer nur zu Ergebnissen führen, die höchstens Tropfen auf heiße Steine bedeuten würden; das Übergewicht der Kötermasse ist heute bereits viel zu groß, um mit „Völkerkeimen" noch irgend etwas ausrichten zu können. Man kann da nur die Gesinnung der Menschen in eine Bahn zu drängen versuchen, in der die Natur selbst wieder mit den ihr eigenen Mitteln wirken kann. Die christliche Moral hat den Höherwertigen alle natürlichen Zuchtwahlmöglichkeiten verbaut; sie wiederherzustellen ist der einzig erfolgversprechende Weg, die Rasse wieder zu heben. Man wird dabei auf lang verlassene Bahnen zurückgreifen müssen, auch auf die Gefahr hin, zunächst auf niederere Stufen hinabzugelangen als zur Erreichung des Zweckes theoretisch unbedingt nötig wäre. Davon erholt sich die Natur rasch.

Eine „Auswahl", wie sie Hentschels Gedanken voraussetzen, ist heute in der Praxis schlechterdings unmöglich, eine freiwillige ebenso unmöglich wie eine getätigte. Der Leser oder die Leserin möge sich selbst einmal fragen, ob sie die Verantwortung freiwillig auf sich nehmen möchten, als Keim eines höherwertigen Geschlechtes in einem Hentschelschen Mitgarten zu wirken, oder auch, irgendeinen Mann oder eine Frau aus ihren Bekanntenkreisen zu diesem Zweck dorthin zu schicken. Ein wirklich verantwortungsbewußter Leiter eines solchen Mitgartens würde sich schließlich kaum anders zu helfen wissen als sich auf recht brave und mittelmäßige, blonde und blauäugige Modeblattschönheiten von guter Gesundheit zu beschränken; dann könnte er wenigstens mit einiger Sicherheit auf Kinder rechnen, gegen die man keinen Vorwurf erheben könnte, und die selbst keinen Vorwurf erheben. Aber der Zweck der Übung wäre damit doch kaum erreicht. Mit einiger Sicherheit kann man nämlich immer nur das „Normale" bestimmen, das Normale ist aber immer auch das Mittelmäßige. So wie heute die Verhältnisse bei den kultivierten Völkern liegen, kann man nicht mehr mit einzelnen herausgegriffenen Volksbestandteilen herumexperimentieren, sondern nur das Volksganze auf einen

neuen Boden bringen, auf dem die Natur selbst Auslese zugunsten der Wertvolleren treiben kann.

Übrigens hätte, ob durchführbar oder nicht, auch der Hentschelsche Gedanke zur Voraussetzung eine Änderung der Moral im Sinne der Entsündigung des Geschlechtsverkehrs. Ist aber eine solche erfolgt, dann brauchen wir eigene Zuchtanstalten höchstens noch für die Erzielung einer kräftigen gesunden Unterschicht, nicht aber mehr für die Erhaltung und Fortpflanzung des edleren Blutes. Denn in dem Augenblick, in dem das Hemmnis der gesellschaftlichen und moralischen Achtung fällt, hat sofort wieder der edelblütige Mensch die Oberhand auch in der Fortpflanzung. In seinem „So ist das Leben" — ein sehr ernstes, auch der reifen Jugend unbedenklich in die Hand zu gebendes Stück, in dem der Dichter ein merkwürdig feines Verständnis für das, was „adlig" ist, entwickelt — läßt Frank Wedekind den König sagen: „Ich bin der König! Schafft ein Mädchen her! Doch sei es wie der Morgenreif so keusch! Ich weck ihr nicht der Unschuld Wehgekreisch; als Bettler komm ich, meine Taschen leer; sechs Schritt bleib ich ihr fern; vor Satansschlichen sei sie gewarnt — und eh ein Stern verblichen, erlag in ihr die Seele schon dem Fleisch!" — Das ist ja nun übertrieben; aber es steckt eine Wahrheit darin: das gutrassige Weib jeder Schicht ist dem gutrassigen Mann leichter zugänglich als dem schlechtrassigen; es wird bei freier Wahl sich niemals dem schlechteren zuwenden, sondern immer dem gutrassigen. Heute unterliegen gelegentlich Mädchen besten Blutes Taugenichtsen; aber nur deswegen, weil der Wettbewerb fehlt. Diese Verführer erzielen ihre Erfolge nur, weil sie es verstehen, schlummernde Bedürfnisse zu wecken, an die der Anständige zu rühren sich scheut. Ist es nicht mehr verboten, nicht mehr Sünde und Schande, von einem Manne Stillung des Begehrens zu erlangen oder ihm ein Kind zu schenken, dann werden sich nicht nur die Mädchen der oberen Schicht, sondern auch die wertvollen der mittleren und unteren Schicht lieber von einem gutblütigen Mann als von einem Taugenichts beglücken lassen, und der bessere Mann würde die Möglichkeit

haben, sich auch aus den unter ihm stehenden Schichten das wertvollere und aufwärtsstrebende Blut auszuwählen. Das ist der natürliche Weg der Erhaltung der bestehenden guten Rasse unter züchterischer Hebung der weniger guten Rasse, und zwar auf die Dauer der einzig mögliche.

4.

Die herrschende Geschlechtsmoral arbeitet noch in einer weiteren Beziehung der Erhaltung der guten Art, sowohl der Zahl wie der Güte nach, dauernd entgegen, nämlich durch die Verhinderung einer wirksamen Auslese der fortpflanzungstüchtigen und fortpflanzungswerten Männer und Frauen, namentlich der letzteren. Die Verhinderung erstreckt sich auf die Auslese aller wertvollen Eigenschaften, des Geistes, des Charakters und des Körpers. Es würde zu weit führen, dies im einzelnen auseinanderzusetzen; eine ganze Reihe von Schlußfolgerungen in dieser Richtung ergeben sich bereits aus den bisherigen Darlegungen und werden vom Leser ganz von selbst gezogen worden sein. Herausgegriffen seien nur wenige Punkte, die mit der Fortpflanzung am allerunmittelbarsten zusammenhängen.

Nach den Beobachtungen unserer Kliniken und Anatomien (Winckel, Frauenkunde) sind von 100 deutschen Frauen 14 im Besitz medizinisch einwandfreier Fortpflanzungsorgane; 86 sind anormal gebaut oder krank. Das ist geradezu ungeheuerlich und nur erklärlich, weil die herrschende Moral seit Generationen eine Auslese in dieser Beziehung fast unmöglich macht. Gerade der Mann der Oberschicht lernt die Mutter seiner Kinder von dieser Seite erst kennen, wenn er bereits verheiratet ist. Wenn sie überhaupt Kinder kriegt, pflanzt sie in sechsundachtzigfacher Wahrscheinlichkeit die Mängel ihrer Fortpflanzungsorgane weiter fort, und es ist reiner Zufall, wenn eine von den vierzehn in dieser Beziehung wirklich gesunden Frauen überhaupt zur Fortpflanzung kommt. Man bedenke doch einmal, was das für die Gesundheit unseres

Volkes überhaupt bedeutet. Wenn auch natürlich nicht jeder Scheidenkatarrh und jede Dysmenorrhöe vererbbar ist, so ist doch sicher die Anlage dazu vererbbar; sonst wäre ihre Häufigkeit gar nicht zu erklären. Wie weit diese Unregelmäßigkeiten der weiblichen Geschlechtsorgane auf die Empfänglichkeit der Frau und auf die Beschaffenheit der Frucht mittelbar oder unmittelbar einwirken, sind wir noch nicht imstande, erschöpfend zu beurteilen. Verbessert wird der Nachwuchs, soweit er nicht überhaupt durch die Anomalien und Erkrankungen unterbunden wird, dadurch bestimmt nicht, wenn sich auch im allgemeinen die Frucht nach Möglichkeit unabhängig von der körperlichen Beschaffenheit der Mutter zu machen sucht. Unter allen Umständen ist von einer auch in ihren Geschlechtsorganen ganz gesunden Mutter eher ein ganz gesundes Kind zu erwarten als von einer erkrankten und von einer mangelhaft gebauten; darüber ist wohl kein Zweifel möglich.

Nun ist aber auch die Zahl 86 für die auslesungsunwerten Frauen sicher noch zu niedrig gegriffen, sobald wir nicht fragen, wieviel von hundert Frauen sind gesund und wieviel krank, sondern fragen, wieviel Frauen sind für den Zweck der Fortpflanzung günstig ausgestattet und gebaut und wieviel nicht? Die Antwort auf diese Frage fällt nämlich nicht mit der auf die erste Frage zusammen; denn was nicht pathologisch ist, braucht deshalb noch lange nicht für einen bestimmten Zweck gut geeignet zu sein. Ein gesundes Herz und ein leistungsfähiges Herz sind nicht dasselbe. Gerade in die Frage der Fortpflanzung sprechen Dinge herein, die mit den heutigen Kenntnissen der Medizin noch nicht zu erfassen sind.

Frau M. Groener meint, unter tausend Frauen habe vielleicht eine einmal die dritte Station der Lust, den Orgasmus, den höchsten Krampf der Wonne, erlebt. Den Männern erkennt sie überhaupt nur zwei Stationen zu, die den ersten zwei Stationen des Weibes entsprechen. Das ist teilweise richtig, teilweise auch nicht. Man kann nämlich auch sagen, von tausend Männern erlebt vielleicht einer die höchstmögliche Vollendung sinnlicher Befriedigung. Was Richard Wagner eigentlich

meint, wenn er seinen Tannhäuser singen läßt: „Ihr, die ihr Liebe nie genossen, zieht hin, zieht in den Berg der Venus ein!“, ist kaum festzustellen; aber daß die versammelten Ritter niemals einem Weibe beigewohnt und dabei Vergnügen gehabt haben sollten, dürfte er kaum haben sagen wollen. Bei vollendetem Zusammenpassen der Geschlechter muß die Wand des weiblichen Scheidenkanals sich dem männlichen Glied elastisch, mit einem ganz sanften Druck, aber immerhin dicht anschließen; bei der herausgleitenden Bewegung entsteht dann ein schwach luftleerer Raum vor der Öffnung des Gliedes, der saugend wirkt. Diese Saugwirkung nimmt der Ejakulation das zu stark Krampfige, das mit ihr anderenfalls verbunden ist. Eine krampfartige Bewegung bleibt die Ausschleuderung des Samens natürlich immer; aber wenn, wie in den meisten Fällen, der Reiz, der sie hervorruft, nur auf der Wärme der weiblichen Scheide und auf der Reibung an ihren Wänden beruht, dann begleitet stets ein unangenehmes, zu krampfartiges Nebengefühl den Vorgang. Die Saugwirkung hebt dieses Unangenehme auf. Es ist in diesem Falle nicht nur das Lustgefühl des Mannes ein viel größeres, befriedigenderes, sondern auch die Nachwirkung ist eine andere. Auch auf den Saugungsbeischlaf folgt zunächst eine Ermattung, aber eine süße Ermattung, die bald vorbei ist. Sie wird abgelöst durch ein Gefühl der Erfrischung, wie nach einem belebenden Bade; erquickt, mit leichtem, fröhlichem Sinn blickt dann der Mann in die Welt. Nach dem Reibungsbeischlaf ist der Mann meist nicht nur ermattet, sondern auch erschöpft; eine gewisse Unlust bemächtigt sich seiner, die sich nicht selten sogar zu einer augenblicklichen Abneigung gegen das Weib steigert, das er soeben besessen. Auf die Erschöpfung folgt keinerlei Erfrischungsgefühl; sie geht lediglich allmählich in eine gelindere Ermüdung über, von der sich der Mann wie nach jeder körperlichen Anstrengung erst durch Ruhe erholen muß.

Frau M. Groener führt das Nichterleben der dritten Station bei den Frauen auf zwei Ursachen zurück. Den Mädchen würde der Beischlaf überhaupt in einem viel zu späten Alter

zuteil, wo sie bereits abgestumpft sind, statt nach dem Reifwerden, nach dem ersten Unwohlsein; und dann nicht im richtigen Zeitpunkt, in der Pause zwischen den zwei Blutungen, die sie beim Unwohlsein unterscheidet. Diese Theorie ist schwer zu widerlegen; sie soll auch gar nicht bestritten werden. Es ist aber auch eine dritte Ursache möglich, oder, wenn wir die Richtigkeit der Groenerschen Theorie annehmen wollen, es dürfte zu den beiden erwähnten Gründen wahrscheinlich noch ein dritter dazukommen; die Frau müßte selbst tadellos gebaut sein und den zu ihrem körperlichen Bau passenden Mann finden, um die dritte Station zu erleben und den Mann die zweite Station in Vollendung auskosten zu lassen. Das wäre vermutlich heute unter tausend Frauen nur mehr einer möglich, und dazu müßte sie vielleicht erst unter vielen Männern herumsuchen können, weil dem Manne wie der Frau infolge der christlichen Geschlechtsmoral seit Jahrhunderten jede Auslese in dieser Richtung fast unmöglich gemacht worden ist. Die Frauen mit den tadellos gebauten Geschlechtsorganen zählen keine vierzehn von hundert mehr, sondern wahrscheinlich höchstens noch eine von tausend.

Auch die unschöne und für die Frauen selbst so lästige Erscheinung des Unwohlseins würde sich wahrscheinlich nicht fortwährend in der Richtung nach dem Schlechteren hin weiterentwickelt haben und weiterentwickeln, wenn die Unbefangenheit des Verkehrs auch in dieser Beziehung ein besseres Kennenlernen ermöglichen würde. In der ganzen Tierwelt gehen die Reifungs- und Abstoßungsvorgänge des weiblichen Eies ohne besonders häßliche Begleiterscheinungen vor sich; eine allmähliche Verbesserungszüchtung des menschlichen Weibes in dieser Beziehung wäre also durchaus denkbar. Es bestehen auch heute noch sehr wesentliche Unterschiede in der Dauer und in der Schwere der Begleiterscheinungen bei den verschiedenen Frauen; eine Bevorzugung der hierin Bevorzugten für die Ehe würde sicher in einigen Geschlechtsfolgen eine Besserung herbeiführen können. Aber dieser Punkt spielt ja heute dank unse-

rer Geschlechtsmoral überhaupt keine Rolle mehr bei der Auswahl der Gattin.

Nebenbei gesagt, ist es auch eine merkwürdige Sache, mit welcher Sorgfalt die Rassenkunde um die äußere Beschaffenheit der Geschlechtsmerkmale als Rassenkennzeichen herumgeht. In der ganzen Pflanzenkunde geben die Fortpflanzungsorgane der Pflanzen den entscheidenden Punkt für die Auseinanderhaltung der Arten ab; alles andere ist nur Drum-und-Dran; in der Tiersystematik spielen sie eine hervorragende Rolle; aber bei der Unterscheidung der Menschenarten ist fast immer nur vom Drum-und-Dran die Rede. Wahrscheinlich würden sich aber schon aus der Beschaffenheit der Brüste beim Mann wie beim Weib sicherere Anhaltspunkte für Rassenzugehörigkeit und Rassenbeimengung ergeben als aus allen anderen Merkmalen, und die Sicherheit der Bestimmung würde noch weiter gesteigert durch die Kenntnis der Rassenmerkmale im Bau der Geschlechtsteile. Gegen kennzeichnende Abbildungen der Brustformen des Weibes würde heute auch in volkstümlichen Werken kaum etwas eingewendet werden können; naturgetreue Abbildungen der Geschlechtsteile wären heute noch bedenklich. Aber man könnte sich hier sicher leicht helfen durch schematische Darstellungen in Linienform, ähnlich wie bei den Blütendiagrammen der Pflanzen in der Botanik; solche Diagramme könnten in einer Weise ausgeführt werden, die jede sinnliche Erregung ausschließt und doch ihren Zweck erfüllt. Wenn unsere heiratsfähigen jungen Leute auch in dieser Beziehung „sehen" lernen würden, könnte es wirklich nichts schaden; gerade hier ist eine Fälschung der körperlichen Beschaffenheit und eine Täuschung über die Rassenzugehörigkeit, worauf sich im allgemeinen das weibliche Geschlecht gut versteht und wozu ihm bei den übrigen Rassenmerkmalen viele Möglichkeiten zu Gebote stehen, fast so gut wie ausgeschlossen.

Wie weit von dem tadellosen Bau der Geschlechtsorgane die Wärme oder Kälte (Frigidität) der Frauen abhängt, ist unbekannt; wahrscheinlich schließt Vollkommenheit der Sexualorgane auch Wärme der Empfindung und im Zusammenhang

damit normale oder gesteigerte Empfänglichkeit in sich. Die christliche Moral begünstigt aber durch ihre allgemeine Verdammung des „Sinnlichen" die Auslese der kalten Naturen gerade durch die edleren Männer. Sie hat den Begriff der „Keuschheit", der im germanischen Empfinden sehr wohl vereinbar ist mit sinnlicher Wärme, fast gleichgesetzt mit kalter Unsinnlichkeit. Zur keuschesten, „reinsten" Frau ist für den deutschen Edlen die Frau geworden, die schon bei dem Gedanken an Sinnliches zurückbebt, sich verletzt, beleidigt fühlt. Der deutsche Edle hat sich infolgedessen in ein Ideal der Frau hineingelebt und hineinempfunden, welchem am allernächsten die eiskalte Frau kommt; der fällt die „Reinheit und Keuschheit" im Sinne völligen Unberührtwerdens durch sinnliche Dinge, Vorstellungen und Wünsche am allerleichtesten. Sie, die „Heilige", erscheint dadurch dem edlen, überall nach dem Höchsten strebenden Deutschen als das begehrenswerteste Gut, während sie das vom volklichen Standpunkt aus keineswegs ist. Denn nur allzuoft ist diese Heiligkeit nichts als ein äußeres, psychologisches Symptom innerer Mängel des sexuellen Baues, welche die Fortpflanzung erschweren oder verhindern. Entweder bleiben diese – meist wenig glücklichen – Ehen dann kinderlos, und der vielleicht sehr fortpflanzungswerte männliche Teil bleibt ohne Nachkommen, oder es wird in den Kindern die sinnliche Kälte weiter vererbt, welche sich dann früher oder später doch in Kinderlosigkeit oder auch in den Kindern in einer Steigerung der Kälte der Frau durch die ideale Gesinnung des Vaters bis zur Klosterflucht äußert. Immer aber wird dadurch mehr oder weniger edles Blut seiner höchsten Bestimmung, der Vermehrung, entzogen, sowohl unmittelbar, wie auch mittelbar insofern, als die fortpflanzungswerteren warmen Frauen nicht zur Kreuzung mit dem edlen Blut kommen.

Die Vernachlässigung der sexuellen Eigenschaften der Frau bei der Gattinnenwahl durch den Mann hat aber noch eine weitere schlimme Folge.

Sowie man nämlich dem Manne die Auslesemöglichkeit in dieser Beziehung nimmt, ergreift ein anderes Naturgesetz die

Führung: der Drang des Untergehenwollenden und Kranken nach dem Obenbleiben und nach Fortpflanzung. Wenn W. Busch im „Max und Moritz" von seinen erstickenden Hühnern sagt: „Jedes legt noch schnell ein Ei, und dann kommt der Tod herbei", so ist dies kein schlechter Witz, sondern eine scharfe Naturbeobachtung. Alles Kranke, Verkümmerte, Bedrohte klammert sich mit besonderer Inbrunst an das Leben und sucht sich und seine Art zu erhalten. Eine von einer Spinne am Kopf ergriffene Blattlaus gibt noch schnell einigen jungen Blattläuschen das Leben; Schreck und Gefahr lösen bei schwangeren Frauen die Geburt aus; die Natur will wenigstens das Kind vor dem Untergang bewahren. Der verkümmernden, kranken, an sich selbst leidenden Frau wohnt ein verstärkter Trieb inne, sich in der Paarung mit einem womöglich recht gesunden Manne selbst mit Gesundheit gewissermaßen anstecken zu lassen oder wenigstens in das Kind etwas von ihrem eigenen bedrohten Leben hinüberzuretten. Für ihr Empfinden ist der Mann, was für einen Schwerkranken die helfende Arznei ist, und wie diesem ist ihr nichts teuer und kostbar genug, was sie nicht für die Arznei hingäbe. Alle Mittel der Koketterie bis zur wirklichen Verführung sind ihr recht, um ihr Ziel zu erreichen; und gerade in den besseren Kreisen, in denen Zurückhaltung namentlich der Frauen zum guten Ton gehört und die Männer dank der Sitte den Frauen nicht „ohne ernste Absichten" nähertreten dürfen, gelangt sie meistens ans Ziel. Sie wirbt mit allen Mitteln um den Mann, und gerade der hochanständige, gutgesittete Mann fällt auf die Werbungen gewöhnlich herein. Er freut sich über das Entgegenkommen, fühlt sich geschmeichelt, ist froh, wenn seiner Schüchternheit, die sich an würdigere Gegenstände nicht herantraut, nachgeholfen wird, und — heiratet. Gesund wird die Frau dabei nicht; aber Kinder kommen gewöhnlich, und zwar wieder mit den Kümmermalen der Mutter behaftet. Der Mann, der sittengemäß geschlechtlich nicht nach einer Gesunden suchen darf, wird selbst als Geschlechtstier ausgesucht, und zwar nicht von der gesunden Frau, welche die Schranke der Sitte nicht überschreitet, son-

dern von der ungesunden, welche sich durch die Sittenschranken vom Ziel nicht abhalten läßt. Ganz besonders ist es die sexuell nicht in Ordnung befindliche Frau, welche um jeden Preis einen Mann haben will und ihre sexuelle Minderwertigkeit in ihren Kindern vervielfältigt. Der sexuell und auch sonst gesunden Frau aber sind die Männer weggenommen; es hat ja auch keiner Gelegenheit, diese ihre besonderen — und sehr wertvollen — Vorzüge kennenzulernen.

Wertvoll natürlich nicht, weil beide Teile dadurch mehr sinnliches Vergnügen haben, sondern weil die Fruchtbarkeit beiderseits größer und der Nachwuchs ein besserer ist. Es ist das ja auch eine kennzeichnende Wirkung unserer heutigen Moral: der Gesichtspunkt der Fruchtbarkeit einer Frau ist bei der Wahl der Gattin heute so gut wie verschwunden. Früher war es ein geschätzter Vorzug einer Frau, aus einer fruchtbaren Familie zu stammen; wie viele der heutigen Bewerber um eine Frau machen sich überhaupt Gedanken darüber?

Für die Empfänglichkeit der Frau spielen wahrscheinlich auch noch andere Dinge als die bis jetzt erwähnten eine Rolle, Dinge, die medizinisch nicht erfaßbar sind, wie z. B. Menge und Beschaffenheit des Schleimes der Scheide und der Gebärmutter, die sehr verschieden sein können. Die Wissenschaft kann einen stark katarrhalischen Charakter feststellen, dazu noch die alkalische oder saure Reaktion; dann ist sie schon am Ende. Der Schleim des weiblichen Geschlechtskanals bildet aber das Mittel, in dem sich die Samen fortbewegen; diese Fortbewegung kann durch die Beschaffenheit des Schleimes, die Viskosität, die chemische Zusammensetzung, sehr verschieden beeinflußt werden. Wenn Mädchen oder Frauen manchmal mit unversehrtem Hymen Mutter werden, der Samen also vom Scheideneingang her den Weg zum Ei findet, so muß hier eine sehr günstige Beschaffenheit des Schleimes vorliegen; bei anderen kann der Same — was wohl eigentlich von der Natur beabsichtigt, aber durch anatomische Abweichungen häufig verhindert ist — unmittelbar an den Muttermund gespritzt

werden und es erfolgt keine Befruchtung, vielleicht nur, weil die Beschaffenheit des Schleimes die Schwimmbewegung der Samentierchen lähmt. Diese Dinge sind aber alle besonders wichtig für das edlere Blut, weil, wie schon gesagt, je höher eine Züchtung steht, desto empfindlicher sie in der Fortpflanzung ist, desto mehr günstige Umstände zusammentreffen müssen, um eine Empfängnis eintreten zu lassen. Während bei niederen Schlägen, halbwilden Hunden, wilden Kaninchen, gewöhnlichen Pferdeschlägen fast jeder Begattungsakt Erfolg hat, müssen bei höheren Züchtungen die Tiere viel öfter zusammengeführt werden, bis das Gewünschte erreicht ist. Wenn die englischen Vollbluthengste in Einehe leben müßten, wäre das Vollblut bald ausgestorben. Ebenso dürfte es sich bei Menschen verhalten; je höher ein Mensch steht, desto „differenzierter" ist an ihm alles; desto wahrscheinlicher ist auch seine Fortpflanzungsfähigkeit „differenziert". Er bekommt nicht mehr wie der Wilde von jedem Weibchen Kinder, sondern muß suchen, bis er die seiner Differenzierung entsprechend gut gebaute und ausgestattete Frau findet. Dieses Suchen macht ihm aber die herrschende Geschlechtsmoral unmöglich. Der Leser möge einmal die kinderlosen Ehen seines Bekanntenkreises durchgehen und sich die Frage vorlegen: sind Mann und Frau Leute, bei denen es ganz gut ist, daß sie keine Kinder haben, oder sind es Leute, bei denen es schade ist, daß sie keine Kinder haben. Bei hervorragenden Menschen, die Kinder gehabt haben, kann er die Frage auch auf die Enkel ausdehnen, deren in diesem Fall selbst bei zahlreichen Kindern gewöhnlich erschreckend wenig vorhanden sind. Er wird die erste Frage selten, die zweite sehr oft bejahen müssen; häufig sind es geradezu Prachtmenschen, auch äußerlich, denen die Kinder und Enkel versagt sind; es sind auch meist hochdifferenzierte Menschen. Solche gleichzeitig körperlich gut gebaute und geistig hochstehende Menschen bilden aber die Blüte eines Volkes, und es ist ein Jammer, wenn sie sich nicht fortpflanzen. Wenn ein Volk klug wäre, würde es diesen Männern Frauen zur Verfügung stellen, soviel sie bewältigen können.

Man wundert sich oft, warum hochbegabte Menschen keine oder wenig begabte Nachkommen zu haben pflegen. Aber seine erste Frau nimmt schon der gewöhnliche Mensch meist mit verbundenen Augen, und der geniale erst recht. Ein Genie ist eine männliche rote Blüte an einem sonst nur blau blühenden diözischen (getrennt geschlechtlich blühend) Strauche. Die Erzeugung weiterer Sträucher mit roten Blüten durch diese eine Blüte ist eine mögliche, aber äußerst unwahrscheinliche Sache. Ein Züchter, der die rote Farbe fortpflanzen möchte, würde seine sämtlichen weiblichen Sträucher gleicher Art untersuchen, ob unter den vielen tausend Blüten sich vielleicht eine findet, die, wenn auch nicht unmittelbar rot, so doch wenigstens rotstichig blau wäre. Auf diese würde er dann den Blütenstaub der männlichen roten Blüte übertragen. Wenn er Glück hat, wächst dann vielleicht aus den Samen ein Strauch, der etwas stärker rotstichige blaue Blüten aufweist, und wenn er dann die Züchtung planmäßig fortsetzt, treten vielleicht in einigen Geschlechtsfolgen wieder rote Blüten auf. Das menschliche Genie ist gewöhnlich viel zuviel von seiner genialen Begabung in Anspruch genommen und besessen, um auf die Auswahl seiner Frau besondere Sorgfalt zu verwenden. Meistens heiratet es nicht, sondern es wird geheiratet; seine Eroberung ist nicht schwierig, und es fällt dem mittelmäßigen Weibchen, das sich um ihn bemüht oder das ihm zugeschoben wird, ohne Anstrengung zum Opfer. Daß unter den Kindern der Einehe, die der geniale Mann gewöhnlich jung und dumm und sehr viel mehr im Gedanken an die Befreiung von sexueller Not und von Haushaltsorgen als in züchterischen Absichten schließt, sich wieder Genies befinden sollten, ist noch viel unwahrscheinlicher als die Erhaltung der roten Farbe unter den Nachkommen der vereinzelten roten Strauchblüte. Unter vielen tausend gleichzeitig mit ihm im fortpflanzungsfähigen Alter stehenden Frauen wären vielleicht zwei oder drei, welche die Vorbedingungen der Erhaltung der genialen Begabung in sich schlössen; es wäre ein höchst merkwürdiger Zufall, wenn er gerade eine dieser Frauen zur Ehe gewänne. Diese Vorbedingungen brauch-

ten wahrscheinlich keineswegs in ähnlicher genialer Veranlagung zu bestehen. Begabung dürfte nicht zu den „dominierenden" Bestandteilen in den Vererbungskeimen gehören; ihr Wiederauftreten hängt wahrscheinlich mehr von einer sie nicht hemmenden Gruppierung anderer dominierender Eigenschaften im weiblichen Keim, als von einer Addition des gleichen Keimbestandteils im weiblichen Keim ab.

Familien, in welchen sich eine hervorragende Begabung durch mehrere Geschlechter hindurch fortpflanzt, zeichnen sich meistens durch ungewöhnlichen Kinderreichtum aus; der Natur ist hier mehr Gelegenheit geboten, unter den zahlreichen Variationen auch die mit der besonderen Begabung des Vaters hervorzubringen. Hätte Bismarck mit zwanzig Frauen statt mit nur einer eine Anzahl Kinder erzeugt, so wäre heute das deutsche Volk wahrscheinlich um einige brauchbare Staatsmänner reicher.

Der Mangel einer vernünftigen Auslesemöglichkeit unter den Frauen macht sich auch noch in einer anderen Beziehung an den heutigen Frauen bemerkbar. In der Beilage des „Völkischen Beobachters": „Die deutsche Frauenbewegung" (Nr. 4, 23. 1. 26) schreibt ein Fräulein Dr. E. Hadlich: „Man erziehe nicht Mann und Weib, sondern deutsche Menschen, und überlasse das übrige getrost der Natur. ‚Ehe' und ‚Mutterberuf' sind keine Berufe, zu denen ein normales Weib erzogen zu werden braucht. Sie sind überhaupt keine Berufe in dem Sinne, daß sie dem Mädchen von Kindheit an als das hingestellt werden dürften, was einzig erstrebenswert und bestimmt ist, sein ganzes späteres Leben auszufüllen." Man kann sich kaum ein niederschmetternderes Zeugnis für die Versäumnisse des Mannes in der Zuchtwahl des Weibes denken als diese Worte. Wie weit muß unter dem Einfluß der christlichen Geschlechtsmoral das weibliche Gehirn aus seiner natürlichen Entwicklungsrichtung weggezüchtet worden sein, um ein solches Nichtbegreifen des Weibtumes aufkommen zu lassen! Fünffach ist der Beruf jeder Ehefrau und jeder Mutter; dem Manne wie dem Kinde muß sie Mutter, Freundin, Gespielin, Gehilfin und

Dienerin sein können. In ihrer Art müßte jede Ehefrau und jede Mutter, um ihren Beruf befriedigend ausfüllen zu können, begabter sein und mehr gelernt haben als jeder ihr gesellschaftlich gleichstehende Mann für seinen Beruf. Das Doktorexamen der Ehefrau eines Doktors, um den Doktorhut der Ehewissenschaft zu erlangen, Fräulein Dr. Hadlich, würde bestimmt viel höhere Ansprüche an Wissen, Können und Begabung stellen, als das Doktorexamen, in dem Sie, Fräulein Doktor, Ihren Doktorhut erworben haben, vorausgesetzt, es würde im Verhältnis die gleiche Höhe der Leistungen verlangt. Gäbe es Prüfungen für das Mutter- und Ehefrauenfach mit ungefähr den gleichen Anforderungen, wie sie die Berufsprüfung für das Lehrerinnen- oder Ärztinnenfach an die Frauen stellt, so würden – die Forderungen immer der Gesellschaftsschicht angepaßt; an die Arbeiterfrau entsprechend geringer als an die Gelehrtenfrau – von unseren heute lebenden Frauen etwa 60 vom Hundert glatt durchfallen, 35 bekämen vielleicht die Note mittelmäßig, und allerhöchstens 5 die Note gut. Wenn Fräulein Hadlich eine lebende Frau finden sollte, der sie selbst als Ehefrau und Mutter die Note „sehr gut" erteilen würde, so soll sie sich ihr einmal ein oder zwei Jahre als Stütze anbieten und dann ein Buch darüber schreiben, was sie da gesehen und gelernt hat. Sie würde sich damit ein großes Verdienst um die Menschheit erwerben. Im Anschluß daran wäre eine Untersuchung zu empfehlen, wie viele unserer heutigen Ehen auf dem Satz vom „geringeren Übel" als tiefster Grundlage beruhen, der Gründung und dem Bestande nach, vom Manne aus gesehen. Unsere Männerwelt empfindet wohl die verhältnismäßige Geringwertigkeit der heutigen Frauen in ihren wichtigsten und schwierigsten Berufen, dem Ehefrauen- und Mutterberuf, aber sie nimmt sie als eine Sache hin, die eben in der Natur des Weibes gegeben ist. Das ist sie aber nicht, sondern lediglich das Ergebnis einer unter dem Einfluß des Christentums eingeschlagenen Züchtungsrichtung, die das Weib auf die Nonne hin gezüchtet hat statt auf Ehe, Mutterschaft und Weibtum. In vielen Beziehungen wird das Weib immer dem Manne unter-

legen sein; aber in Ehe und Muttertum müßte sie auf einer größeren Höhe stehen als der Mann in seinen Berufen. Wäre die Frau in den vielen christlichen Jahrhunderten, in denen sie auf die Nonne hin gezüchtet worden ist, in bezug auf Ehe und Muttertum in gleicher Weise fortgeschritten wie der Mann in der gleichen Zeit in seinen Berufen, so hätten wir heute ein gut Stück Paradies mehr und Hölle weniger auf dieser Erde, und zwar nicht nur in der Ehe. Was müßten solche Mütter uns für Prachtkinder gebären und erziehen können!

Unter der Herrschaft der heutigen christlichen Geschlechtsmoral sterben nicht nur die edlen Männer, die Intelligenz und die Helden aus, sondern auch die hochwertigen Frauen, das edle Weib. Zunächst die Männer und Frauen von hochwertigstem und hochwertigem Blute. Ihnen aber wird bald der „anständige" deutsche Mensch überhaupt folgen, der deutsche Mensch mit all den Eigenschaften, die in dem eigenartigen deutschen Begriff des „anständig" eingeschlossen sind. Übrig bleiben wird als bessere Sorte jene Art Menschen, die von allem ein bißchen haben und in nichts etwas Ganzes sind: nicht gerade unehrlich, aber auch nicht ehrlich; nicht gerade lügnerisch, aber auch nicht wahrhaftig; nicht gerade feig, aber auch nicht tapfer; nicht gerade faul, aber auch nicht fleißig; nicht gerade untreu, aber auch nicht treu; nicht gerade schlecht, aber auch nicht anständig; nicht gerade dumm, aber auch nicht gescheit. Und eine schlechtere Sorte: unehrlich, lügnerisch, feig, faul, untreu, schlecht und dumm. Wer hätte nicht Vertreter beider Sorten schon kennengelernt und sich über ihre rasche Vermehrung gewundert?

Nach Nietzsche ist die christliche Moral eine Sklavenmoral. Nach seiner Ansicht war der Siegeszug des Christentums durch die Welt der Siegeszug des größten, erfolgreichsten und verhängnisvollsten Sklavenaufstandes der Weltgeschichte; alle Schlechtweggekommenen und Niederblütigen erkannten gefühlsmäßig in den Gedanken des Christentums den Weg, der verhaßten Überlegenheit der Gutweggekommenen und Edelblütigen ein Ende zu bereiten. Die christliche Geschlechtsmoral würde dann die Empörung der Sklavennaturen, des minder-

wertigen Blutes, gegen die Vorrechte der Herrennaturen, des guten Blutes, in der Fortpflanzung bedeuten. Wie schon einmal gesagt, gestanden alle vorchristlichen Völker ihren Edlen das Recht der Mehrehe, das Recht zu Kindern von mehr als einer Frau, in der einen oder andern Form zu. Von dieser Betrachtungsweise aus gesehen leben wir augenblicklich in jenem Zeitabschnitt der Weltgeschichte, in dem es den Sklaven endlich gelungen ist, vermittelst der christlichen Geschlechtsmoral die Zahl der Edelblütigen auf die gewünschte Minderheit herunterzudrücken. Auf eine Minderheit, die es dem schlechten Blute erlaubt, das Herrenblut auch äußerlich aus allen Herrenstellungen zu verdrängen. Man betrachte sich einmal die Erscheinungen der Jetztzeit mit ihrer Vorherrschaft der Untüchtigen auf allen Gebieten unter diesem Gesichtspunkt.

V. Ausblick

Fassen wir noch einmal zusammen, was sich aus den bisherigen Betrachtungen ergibt, so erhalten wir für ein neues volkliches Zeitalter etwa folgendes Bild der Geschlechtssitten: der fleischliche Verkehr zwischen Mann und Weib gilt nicht mehr als Sünde, Unrecht, als etwas mit Schande Verbundenes, einerlei, ob Priester und Staat ihren Segen dazu gegeben haben oder nicht, sondern als natürliche Ausübung eines natürlichen Rechts, als gegebene Anwendung von der Natur verliehener Einrichtungen und Aufgaben. Selbstverständlich wäre damit nicht etwa das Schamgefühl aus dem Geschlechtsleben ausgeschaltet, so wenig wie bei dem Vollzug anderer gewisser Notwendigkeiten des menschlichen Körpers, die man nicht in der Öffentlichkeit vorzunehmen pflegt. Zum Unrecht und zur Schande würde der Verkehr erst durch Unmäßigkeit. Das Trinken einer guten Flasche Wein oder den Genuß eines festlichen Geburtstagsessens wird niemand verübeln, während Völlerei in Trank und Speise widerlich ist; ebenso wird wildem Herumhuren der Stempel der Schande aufgedrückt sein. Anstoß wird auch jeder Verkehr mit einem ordentlichen Mädchen erregen, der nur der geschlechtlichen Befriedigung wegen gepflogen wird.

Die Sitte wird Adelung des Verkehrs zunächst durch Liebe oder innige Freundschaft verlangen; es muß irgendein „inneres" Verhältnis zwischen beiden Verkehrenden vorhanden sein. Die weitere unerläßliche Forderung wird entweder der Wunsch nach einem Kinde sein, oder wenigstens eine Art von Verhältnis, bei dem ein Kind, das sich einstellt, auf jeden Fall mit Freude begrüßt wird, auch wenn nicht mit der ausgesprochenen Absicht, ein Kind zu erzeugen, in den Verkehr getreten wurde. Wenn sich beide Teile so achten und schätzen, wie es die volkliche Sitte als Voraussetzung des freien Verkehrs fordern wird, und wenn die ganze Erziehung des Menschen in geschlechtlicher Beziehung auf das Kind eingestellt ist, dann wird die Freude darüber, die

eigene Art und die des anderen Teiles erhalten und fortgepflanzt zu sehen, eine ganz selbstverständliche Erscheinung werden. Die Angst vor dem Kinde ist das volklich Unsittlichste, was es geben kann. Der Blick auf das Kind, auf den Nachwuchs des eigenen Geschlechts und des eigenen Volkes muß im volklichen Staat zum sittlichen Regler, zum sittlichen Gegengewicht gegen die sonstige Freiheit im Geschlechtsverkehr werden.

Dem jeweilig lebenden Geschlecht wird es immer sehr schwer werden, sich den Wegfall seiner Sitten von anderen Folgen begleitet vorzustellen als von der einer vollständigen Hemmungs- und Sittenlosigkeit. Das ist aber eine irrige Vorstellung. Dauernde Sittenlosigkeit gibt es überhaupt nicht, sondern höchstens kürzere oder längere Übergangszeiten von einer Seite zur anderen, innerhalb welcher Sittenlosigkeit um sich greifen kann. Je früher der Gedanke einer Änderung der Sitte der Öffentlichkeit übergeben wird, desto mehr Zeit haben die führenden Köpfe einer Bewegung, den Übergang vorzubereiten und die Übergangszeit selbst abzukürzen, ja unter Umständen die Reibungs- und Entgleisungsmöglichkeiten, die jedem Übergang anhaften, ganz auszuschalten. Je allmählicher sich die Verschiebung der sittlichen Begriffe vornehmen läßt, desto gefahrloser verläuft sie; in dem zur Rede stehenden Falle handelt es sich ja nicht um eine Entsittlichung, sondern nur um den Ersatz einer das edle Blut zum Untergang verurteilenden Sittlichkeit durch eine dieses Blut erhaltende und fördernde Sittlichkeit; die letztere steht vom volklichen Standpunkt aus ohne Zweifel höher als die erstere. Die Gesamtsumme des Erlaubten und die Gesamtsumme des Verbotenen dürften sich in beiden Moralen so ziemlich die Wagschale halten; nur setzt die christliche Moral die Schranken überall da, wo der Fortpflanzung der Schlechtweggekommenen kein Hindernis daraus erwächst, und wo sie Erlaubnisse erteilt, wird immer das Höherwertige zugunsten des Minderwertigen benachteiligt. Die volkliche Geschlechtsmoral wird der Fortpflanzung der Minderwertigen Schranken setzen und erlauben, was der Fortpflanzung der Edlen zugute kommt.

Ebensowenig wie die christliche Ehe und die christliche Moral

den unehelichen Geschlechtsverkehr und die Prostitution zu verhindern vermögen, ebensowenig wird die volkliche Ehe und die volkliche Moral einen Geschlechtsverkehr aus der Welt schaffen können, der außerhalb des engeren Rahmens beider fällt. Es wird immer Männer geben, deren Fortpflanzung gar nicht wünschenswert ist, aber auch gutes Blut, das zeitweise nicht die passende Frau oder Freundin zu finden vermag. Es hätte keinen Sinn, von solchen Männern ein Entsagen auf Befriedigung ihrer Not zu verlangen, schon deshalb nicht, weil diese Not ihnen nicht Hemmnis für die Erfüllung anderer Aufgaben sein soll, wozu sie häufig wird. Es gibt in Deutschland mehr hochbegabte Männer als anderswo, die zu sehr von ihren anderen Aufgaben erfüllt sind, um der Sinnlichkeit noch viel Platz in ihrem Leben einräumen zu können. Andererseits ist aber mit genialer Begabung häufig eine starke Sinnlichkeit verbunden. Bei Künstlern jeder Art ist dies eine fast allgemeine Erscheinung; aber auch bei genialen Staatsmännern, Gelehrten, Naturforschern, Technikern und Kaufleuten ist sie häufig. Wenn derartige Naturen ihre sinnlichen Zeiten haben und sie finden nicht bald Erfüllung ihres Begehrens, dann lenkt sie nicht nur das Suchen, sondern schon der Zustand des Unbefriedigtseins selbst von der Betätigung ihrer besonderen Gaben ab, während im Fall der Befriedigung der Arbeitseifer und die Leistungsfähigkeit in solchen Zeiten eher gesteigert zu sein pflegen. Den Verlust im ersten Falle hat das Volk zu tragen, nicht der Betroffene. Die Menschheit wäre wahrscheinlich um große Werte reicher, wenn nicht die christliche Moral im letzten Jahrtausend geniale Naturen oft genug verhindert hätte, zur rechten Zeit ihr Weibchen zu finden; wenn nicht *ihr* Weibchen, so doch wenigstens einstweilen irgendein Weibchen, mit dem der Verkehr nichts Abstoßendes gehabt hätte. Nebenbei gesagt, dürften auch die Verluste an Menschenleben aus Liebeskummer und Liebesnot gerade im deutschen Volke meistens wirkliche Verluste für das Volkstum sein. Selbstmorde, die geschehen, weil einer die eine oder eine den einen nicht fanden, auf die sie gerade versessen waren, werden unter einer volklichen Moral zwar auch

seltener werden, aber immerhin noch vorkommen. Die Selbstmorde von Pärchen, die gemeinsam in den Tod gehen, werden aber wohl ganz aufhören, und ebenso die Selbstmorde, die vollzogen werden, weil einer überhaupt kein Liebchen fand oder zu brav veranlagt oder erzogen war, um eins zu suchen. Namentlich Selbstmorde im Alter um die zwanzig Jahre herum, vor denen man oft wie vor einem Rätsel steht, haben häufig ihre bewußte oder unbewußte Ursache darin. Alle diese Leute, die wegen Liebesschwierigkeiten dem Leben entsagen, sind meist aus gutem, oft recht wertvollem Holze geschnitzt, und es wäre ein Gewinn, wenn sie dem Volke erhaltenblieben. Vielleicht ist eine weitere Höherentwicklung der Menschheit überhaupt nur möglich, wenn die Störungen, welche die heutige christliche Geschlechtsmoral in das Leben aller Menschen, besonders aber der höherstehenden bringt, wieder ausgeschaltet sind und dem Geschlechtsverkehr die verlorengegangene Unschuld wiedergegeben wird.

Ebenso wie Männer, gibt es Frauen, die für das Kloster geboren sind, und wieder andere, deren Anlage sie zu Vielmännerei treibt. Es hat bei den ersteren keinen Sinn, von ihnen Kinder zu verlangen, und bei den letzteren keinen Sinn, sie ins Kloster zu treiben; bei beiden ist es besser, sie pflanzen sich nicht fort. Die ersteren sollen sich Berufen widmen; die letzteren werden vom Staat am besten ausgenützt, wenn sie weiblosen Männern die weiblose Zeit überstehen helfen. Die heimliche Prostitution muß im volklichen Staat der Volksgesundheit wegen mit allen gesetzlichen Mitteln, auch denen des Strafgesetzbuches, verhindert und ausgerottet werden. Es ist ein Märchen, wenn erzählt wird, die Prostitution sei eine Folge sozialer Not; die Unmöglichkeit, Brot auf ehrliche Weise zu verdienen, überantworte die Mädchen dem Laster. Wie jeder Polizeiarzt weiß, sind das seltene Ausnahmefälle. Die Not, mehr noch die Sucht nach besserem Leben und nach Vergnügungen mag manches Mädchen den Verlockungen reicherer Männer leichter erliegen und sie zu Mätressen des Geldes wegen werden lassen; aber zu Prostituierten werden fast ausschließlich die zur Prostitution Geborenen;

eine Anlage, die wohl in der Regel als pathologisch anzusprechen ist. Die so Veranlagten gehören in Anstalten, aber nicht in Heil- und Besserungsanstalten, was nur eine sinnlose Quälerei wäre, sondern in staatlich organisierte Freudenhäuser. Diese Häuser dürften allerdings nicht Ausbeutern und Ausbeuterinnen, die ein Gewerbe daraus machen, ausgeliefert werden, sondern müßten pädagogisch ausgebildeten Frauenärzten unterstellt werden.

Sie sollen nicht nur über das körperliche Wohl und die Gesundheit der Mädchen wachen, sondern ebenso über ihr geistiges und sittliches Wohl und, den Fähigkeiten der einzelnen angepaßt, für Unterricht, Bildung, Anregung und Unterhaltung sorgen. Trotz ihres Berufes brauchen diese Art Mädchen sonst nicht sittlich und geistig minderwertig zu sein, und diese Anstalten brauchen keine Stätten niederer Gemeinheit zu sein; in den tiefen, gemeinen Schmutz werden sie nur durch die herrschende Moral der Jetztzeit heruntergedrückt. Auf manche Kreise von Männern, die es wenigstens heute recht nötig hätten, könnten derartige gutgeleitete Anstalten sogar bis zu einem gewissen Grade hebend, veredelnd wirken, namentlich in bezug auf das Verhältnis von Mann und Weib; trotz alledem.

Die „achtbaren" Frauen brauchten deshalb keine Angst zu haben, in ihrer Wertung herabgesetzt zu werden; auch der freier denkende volkliche Mensch wird zu unterscheiden wissen und ein Freudenmädchen gewiß nicht in eine Linie mit einer gesunden Frau stellen. Nur wird der sittliche Grund der geringeren Einschätzung jener Mädchen ein anderer sein; sie werden nicht verdammt werden, weil sie eine „Sünde" gewissermaßen berufsmäßig begehen oder weil sie aus etwas „Schlechtem" einen Beruf machen, sondern weil ihnen die Natur versagt hat, im höheren Dienste ihres Volkes zu stehen und die höheren Aufgaben des Geschlechtes zu erfüllen. Man wird auch im volklichen Staat auf sie „herab"sehen; aber es wird ein von Mitleid getragenes und nicht ein von moralischer Verachtung getragenes Herabsehen sein.

Freudenhäuser werden nicht zu entbehren sein, nicht nur,

weil nicht alle Männer immer Freundinnen haben können, und nicht nur, um die Prostitution und die Geschlechtskrankheiten wirksam bekämpfen zu können, sondern auch deshalb, weil der volkliche Staat ziemlich umfassende Eheverbote erlassen wird. Der schwindsüchtige Schneider, der mit einer Epileptikerin oder einem weiblichen Halbkretin ein Dutzend Kinder auf die Welt setzt, begeht damit vom heutigen kirchlichen, sittlichen und bürgerlichen Standpunkt aus etwas durchaus Löbliches und Einwandfreies, wenn auf dieses Beginnen nur vorher der Priester den Segen des Himmels herabgefleht und der Standesbeamte die beiden in sein Register eingetragen hat. Frau M. Groener erzählt folgende Geschichte: „Wir traten in die niedrige Küche ein. Um den gemauerten Herd kauerten auf der Bank fünf liebreizende Kinder, alle flachsblond, blauäugig, prall und rund, strotzend von Gesundheit und Lebensfreude. Am Herde hantierte die Mutter. Selten sah ich ein schöneres, kräftigeres Weib. Mädchenhaft erschien sie in all ihrer Üppigkeit, und doch war sie ganz Frau, ganz Mutter. „Wie hat Ihnen die Marie gefallen?" fragte der Doktor, als wir heimwärts schritten. „Ein Prachtweib, gelt? Sie ist aber nicht die Frau vom Hans. Der Hans ist ein rechter Teufel. Den Hof hat er der Marie geschenkt; da haust sie mit den fünf Kindern. Einundzwanzig ist sie jetzt; mit vierzehn hat er sie genommen; sein Weib hat das Dorf verlassen; er wohnt drunten in seiner Säge; keiner kommt ihm bei, kein Pfarrer und kein Richter; sie fürchten ihn alle — aber gelt, die schönen Kinder! Und so ein strammes Weib!" Auf dieser Marie haftet heute ein kirchlicher, sittlicher und bürgerlicher Makel.

Im volklichen Staate wird es umgekehrt sein; die Erzeugung der Kinder würde dem Schneiderehepaar überhaupt nur möglich sein unter den Umständen, unter denen auch sonstige Verbrechen begangen werden, in Schlupfwinkeln, die den Augen der Polizei verborgen sind, unter allen Vorsichtsmaßregeln, mit denen Verbrecher arbeiten, und als schweres Vergehen würde die Tat auch gewertet und gesühnt werden; ertappt würde beiden jede weitere Fortpflanzung unmöglich gemacht

werden. Die uneheliche Mutter Marie aber würde in der Achtung ihrer Mitmenschen höher stehen als eine kinderlose Ehefrau, und auf ihre fünf Kinder dürfte sie stolzer sein als auf nur zwei. Ob der Hans sein vermutlich kinderloses Weib wegen der Marie verjagt hat oder ob sie ihm wegen der Marie davongelaufen ist, erzählt Frau Groener nicht; beides wäre in dem volklichen Staat sehr überflüssig und käme auch wahrscheinlich nicht vor. Denn der Hans und die Marie haben für Staat und Volk mehr geleistet als heute manches Dutzend eingesegneter Ehen mit einem Dutzend Kindern, die rassig minderwertig sind, und das würde Hansens Weib auch wissen und schätzen.

An Achtung würde die uneheliche Mutter in jener Zeit nur verlieren, wenn sie für ihre Kinder nicht ebenso treu und liebevoll sorgen würde wie eine gute eheliche Mutter und sie nicht ebenso gewissenhaft und sorgfältig erziehen würde wie diese. Wenn ihr das ihre Einkommenverhältnisse nicht gestatten, so hat der Staat in die Bresche zu springen; bei einer Mutter mit mehreren Kindern, deren gewissenhafte Verpflegung ihren Tag voll in Anspruch nehmen würde, kann der Staat auch die Mutter mit unterhalten; sie leistet ihm mit ihren Kindern und deren Erziehung mehr als eine Putzfrau, die seine Amtsstuben wischt. In anderen Fällen, in denen der Mutter die Fürsorge für ihre Kinder nicht zugemutet oder anvertraut werden kann, hat der Staat die Kinder in staatlichen Kinderheimen unterzubringen. Die Unkosten, die ihm dabei erwachsen, wird er wahrscheinlich gegenüber heute an Polizei und Krankenhäusern einsparen. Es wäre vielleicht zu empfehlen, diese Kinder bis zu einem gewissen Alter, etwa bis zum dreißigsten oder vierzigsten Lebensjahre, zum frei verfügbaren Eigentum des Staates zu erklären; sie hätten als Entgelt für ihre Aufzucht dem Staat bis zu diesem Alter nach Anweisung und ohne Bezahlung, nur gegen den Unterhalt Dienste zu leisten. Dabei wären die Fähigkeiten und Anlagen des einzelnen zu berücksichtigen. Die Schaffung eines derartigen Standes wenigstens zeitweise „Unfreier" würde vielleicht auch in der Richtung der Bildung eines neuen

„Wertgefälles" wirken, deren Notwendigkeit Franz Haiser zu betonen nicht müde wird.

Der Vater wäre am besten gesetzlich überhaupt nicht zu den Kosten heranzuziehen. Wer für sein Kind sorgen will, tue es; die Männer jener Zeit werden eine Erziehung genossen haben, die ihnen die pflegliche Sorge auch für ihre unehelichen Kinder als selbstverständliche Pflicht erscheinen lassen wird. Wer es nicht will oder kann, lasse es. Die Mutter soll in der Auswahl des Vaters für ihre Kinder nicht gehemmt sein durch den Gedanken, der Vater ist geldlich nicht in der Lage, mir die Unkosten einer Mutterschaft abzunehmen; sie soll einen reicheren Vater nicht einem ärmeren vorziehen, weil er reicher ist, sondern sie soll den vorziehen, mit dem sie das besser geartete Kind zu erzielen hofft. Ein gesundes Mädchen wird sich dann den gesunden Mann wählen und nicht den reichen, und das wird der volkliche Staat wünschen. Er wird einen gesunden jungen Staatsbürger als eine Leistung, als ein Geschenk der Mutter an den Staat betrachten, und nicht wie jetzt als eine unwillkommene Belastung. Man glaube ja nicht, es würde nun unter diesen Umständen eine Überzahl von Geburten eintreten; die Natur regelt derartiges ganz von selbst und setzt gesunde Schranken. Übrigens ist an einem Zuviel von Nachwuchs noch nie ein Volk zugrunde gegangen, regelmäßig aber an einem Zuwenig. Ein unter den Voraussetzungen des volklichen Staates aufgewachsenes Volk wird sich seine Lebensmöglichkeiten immer zu verschaffen wissen.

An der Einrichtung der Ehe wird sich im volklichen Staat gegenüber den jetzigen Verhältnissen wenig ändern. Die Einehe wird die gesetzliche Regel sein; ausnahmsweise wird der Staat vielleicht eine Ehe mit zwei Frauen gestatten können, z. B. wenn der Mann aus beruflichen Gründen ständig zwischen zwei Wohnsitzen hin und her zu pendeln hat, oder wenn seine erste Frau kinderlos bleibt und er ein Mädchen dazu heiraten will, das ihm Kinder geboren hat. Über zwei Frauen werden nicht zugelassen werden, weil sonst das deutsche Familienleben in Gefahr geraten würde, von seiner Höhe herabzusinken und zu

entarten. Verhältnisse des Mannes mit ledigen Mädchen und Frauen werden sittlich und gesetzlich erlaubt sein und nicht als Ehebruch gelten; die Sitte wird nur das schon weiter oben erwähnte innere Verhältnis zwischen beiden verlangen. Das schließt schon von selbst die weitere sittliche Forderung in sich, daß Mädchen und Mann achtbar sein sollen und keiner sich des anderen zu schämen hat, ob sie nun eine Magd oder eine Prinzessin, er ein Prinz oder ein Arbeiter ist. Die Sitte, welche im deutschvolklichen Staat den beiden Geschlechtern in ihren Beziehungen zueinander die größte Freiheit gibt, wird gleichzeitig die Schranken zu setzen wissen, welche die deutsche Eigenart und alles Wertvolle an ihr vor einem Niedergang bewahrt.

Die Zahl der glücklichen Ehen wird in diesem Zukunftsstaat sehr viel größer sein als jetzt, die der unglücklichen vielleicht fast ganz verschwinden, schon aus dem einfachen Grunde, weil Mann und Weib sich ganz anders kennen werden, ehe sie sich heiraten. Es wird keiner mehr die Katze im Sack kaufen. Man ahnt nicht, wie viele Ehen von heute unglücklich oder unbefriedigend sind, nur deshalb, weil schon die erste Nacht eine Enttäuschung gebracht hat, die nicht mehr überwunden wurde.

Es handelt sich dabei aber nicht nur um den Geschlechtsverkehr allein; Mädchen und Mann lernen sich auch in ihren übrigen Eigenschaften erst richtig kennen, wenn die letzte Schranke gefallen ist. Bis dahin sind das Mädchen und die Frau immer Schauspielerinnen, die dem Mann die Rolle vorspielen, mit der sie ihn zu gewinnen suchen; dem Sportler die Sportlerin, dem Naturliebenden die Naturschwärmerin, dem Philosophen die Weisheitsbeflissene, dem Schöngeist die Schöngeistige, dem Musikalischen die Musikergriffene, dem Freund der Häuslichkeit das Hausmütterchen usw. Beim balzenden Manne ist, nebenbei gesagt, das gleiche der Fall: nur hat es meistens keine nachhaltigen Folgen, weil die Männer schlechtere Schauspieler sind, und die Frauen sich nicht so leicht täuschen lassen wie die Männer. Wird der Verkehr einmal vertraut, dann fallen beim Mann bald alle Versatzstücke, Kulissen und Kostüme; bei der Frau nicht alle, aber ein großer Teil. Und jedenfalls ist dann

keine Täuschung über verschiedene körperliche Eigenschaften mehr möglich. Ein weiser Mann hat einmal gesagt, Verlobte sollten vor der Trauung ein halbes Jahr auf die Hochzeitsreise gehen. Das würde im volklichen Zukunftsstaat wohl die Regel werden.

Die ehelichen Kinder wachsen im Schoße der Familie unter der Obhut der Eltern auf wie bis jetzt auch; daran würde sich nichts ändern. Die Kosten der Erziehung obliegen den Eltern; bei wachsender Kinderzahl wird der Staat auf jede Weise entgegenkommen durch Steuernachlässe, Kinderzulagen und nötigenfalls auch durch Zuschüsse. Wenn dem Manne daran liegt, ein oder das andere Kind aus außerehelichem Verkehr in die Familie hineinzuziehen, wird er sich mit seiner Ehefrau und der Mutter des Kindes gütlich verständigen können; der freie Entscheid darüber muß der Ehefrau verbleiben; dafür ist sie die Ehefrau. Dagegen wird es dem Manne gestattet sein, nach seinem Belieben außerehelichen Kindern mit der Zustimmung der Mutter derselben seinen Namen zu geben, vielleicht mit bestimmten Vorbehalten in bezug auf die Mitübertragung von Adelstiteln und Rechten, die sich an alte Namen knüpfen. Im Erbrecht muß der Ehefrau und den ehelichen Kindern ein angemessener Pflichtteil gesichert sein wie heute auch; außerehelichen Kindern könnte vielleicht vor entfernteren Verwandten ein beschränktes Vorzugsrecht zuerkannt werden. Aus dem nach Abtrennung der Pflichtteile verbleibenden Rest wird der Ehemann von selbst seinen außerehelichen Kindern und ihren Müttern Vermögensvorteile zuwenden.

Die Erziehung der Knaben und Mädchen wird von Kindesbeinen an dahin gehen, Mutterschaft und Kind als etwas Hohes, Heiliges und Kostbares zu betrachten. Der Vater der unehelichen Kinder wird daher von vornherein auch für seine unehelichen Kinder zu sorgen suchen, so gut er kann; er wird, trotzdem ihn das Gesetz nicht dazu zwingt, dem Staat vermutlich weniger Lasten verursachen als unter der heutigen Geschlechtsmoral, in der das Kind überhaupt keine Rolle spielt oder höchstens eine verächtliche. Der Vater, der geldlich in der

Lage ist, für seine Kinder zu sorgen, und sie trotzdem der staatlichen Erziehungsanstalt überläßt, wird in jeder Schicht, in den unteren so gut wie in den oberen, der allgemeinen Verachtung und gesellschaftlichen Ächtung verfallen, und nicht wie unter der heutigen Geschlechtsmoral beneidet und bewundert werden, wenn es ihm gelungen ist, sich um die Kosten seiner Vaterschaft herumzudrücken.

Man überlege sich einmal ruhig, ob eine derartige Umwertung der Werte nicht einen viel gesünderen Zustand herbeiführen würde als er heute vorliegt. Es handelt sich nicht um die Frage, ob dieser Zustand nun ein schlechthin vollkommener ist, sondern darum, ob er nicht sehr viel vollkommener ist als der jetzige, ob das Gewicht der Werte, die dabei gewonnen werden, die Wagschale mit den Werten, die dabei möglicherweise verlorengehen können, nicht auf jeden Fall weit in die Höhe schnellen ließe. Es handelt sich vor allem aber darum, ob wir unser Volk oder besser gesagt das, was noch edel in unserem Volke ist – in allen Schichten – untergehen und unser Volk der völligen Verköterung verfallen lassen wollen, oder ob wir ihm Wege öffnen wollen, das edle deutsche Blut wieder zu mehren und emporzuführen, dem, was noch gut deutsch ist im deutschen Volke, das Übergewicht zu verschaffen über all das Undeutsche, Waschlappige, Mischmaschige, Köterhafte, Minderwertige, von dem sich heute im Deutschen Reich die wirklich Deutschen in den Winkel drücken lassen müssen. Das Deutsche Reich kommt nie mehr in die Höhe, wenn in ihm nicht das gute deutsche Blut wieder in die Höhe kommt.

VI. Die andere Seite; einige Voraussetzungen

Käme das deutsche Blut wieder in die Höhe, wenn all das, was im vorhergehenden zur Erwägung gegeben wurde, morgen zum Gesetz von Rechts und Sitte wegen erhoben würde? Die Frage ist zu verneinen. Es müßten zuerst Voraussetzungen erfüllt sein, von denen bis jetzt noch nicht die Rede war.

Vor allem müßten volklich gesinnte und politisch, wirtschaftlich und kulturell im volklichen Sinn sattelfeste Männer über die Macht im Staate verfügen und den Staat leiten, um die nötigen Gesetze erlassen zu können und, was noch wichtiger wäre, ihre Durchführung handhaben und überwachen zu können. Eine solche Umwälzung würde ein verstandes- und gefühlsmäßiges Zusammenarbeiten und Ineinandergreifen erfordern, wie es nur in einem Staatsleben möglich wäre, das in seinen beherrschenden Stellen ganz von einer Gesinnungsgemeinschaft getragen würde. Aber selbst wenn eine volkliche Gesinnungsgemeinschaft plötzlich zur Macht käme und die Notwendigkeit einer Änderung unserer Geschlechtsmoral einsähe, dürfte die Umwertung der Werte nicht von heute auf morgen vollzogen werden. Würden wir heute die neue Moral einführen, so hätten den Vorteil davon ganz überwiegend die Minderwertigen und den Nachteil die Hochwertigen; es würde also genau das Gegenteil dessen erreicht, was bezweckt ist.

Am ausgiebigsten ausgenützt würde die neue Freiheit sofort vom Judentum. Es gibt auch heute noch eine Menge treffliche Deutsche, sogar sehr gescheite und gut nationale Leute, welche sich angewidert fühlen, wenn man „immer auf die Juden hackt“, und an allem „immer die Juden schuld sein sollen“. Die Besten sind noch jene, welche meinen, man solle die Juden in Ruhe lassen und lieber dafür sorgen, aus den Deutschen gute Deutsche zu machen; dann würde der jüdische Einfluß ganz von selbst auf das gebührende Maß herabsinken. Weisheit, du sprichst wie eine Taube, zwar wie eine Taube, die in der Theorie ganz recht

hat, die aber auf dem Gebiet ihrer Weisheit praktisch noch nicht gearbeitet hat. Man kann nämlich den schlechten Deutschen das gute Deutschtum nicht anblasen, sondern sie nur allmählich und mühsam dazu erziehen. Sobald man aber zwei Schritte auf diesem Erziehungswege vorangekommen ist, stößt man auf eine dicke Mauer, die das Judentum durch seine Beherrschung der politischen Presse, der großen Verlage, der Theater, des Kunsthandels, der Geldmärkte, der Industrie, des Handels, der Parlamente, der Universitäten auf all und jedem Gebiet sofort in den Weg zu stellen in der Lage ist, wo es eine Gefahr für seine Herrschaft wittert. Um diese Mauern beseitigen zu können, brauchte man Deutsche, die bereits gute Deutsche sind, und nicht solche, die erst dazu erzogen werden müssen. Das letztere kann man aber nicht, weil sich sofort die jüdischen Mauern, häufig durch ultramontane Strebepfeiler verstärkt, entgegenstellen. Es ist ein Unding, über eine tiefgreifende kulturelle Umwälzung Betrachtungen anstellen und dabei eine Macht mit Stillschweigen übergehen zu sollen, welche über drei Viertel aller kulturellen Beeinflussungsmittel im Staate verfügt. Man kann nicht gleichzeitig eine Macht besitzen und ausüben wollen, wie sie heute das Judentum in allen Völkern innehat, und dann von den Völkern verlangen, sie sollen so tun, als ob diese Macht nicht vorhanden wäre. Wer sich darauf einläßt, der nimmt damit jeder irgendwie mit Machtfragen im Staate zusammenhängenden Untersuchung allen Wert und bewegt sich mit ihr in einem unwirklichen Wolkenkuckucksheim.

Der Deutsche ist nun einmal in manchen Beziehungen ein guter, dummer Tapps und Juden und Jesuiten nicht gewachsen, und das Schlimmste dabei ist, wenn einmal ein Kopf unter ihnen ist, der Juden und Jesuiten gewachsen wäre, dann häuft der Deutsche alles Mißtrauen, dessen er gegenüber Juden und Jesuiten fähig sein sollte und nicht ist, auf diesen Kopf, lehnt ihn in jedem Umfange ab und stellt Juden und Jesuiten Generäle und Biedermänner entgegen, über deren Maßregeln Juden und Jesuiten ihre helle Freude haben. Die Natur hat den Deutschen als Ausgleich für ihre sonstige Tappsigkeit die

größere Stärke und den größeren Mut gegeben. Letzten Endes werden die Deutschen der Juden und der Jesuiten nur mittelst sanfter Gewalt Herr werden, durch Gebrauch der Waffen, die ihnen die Natur zur Verteidigung ihrer Art verliehen hat, in denen sie den anderen Arten überlegen sind. Jedes Lebewesen kann sich immer nur mit den ihm gegebenen Waffen verteidigen. Wenn sich eine Art von Theoretikern oder geheimen Feinden andere Waffen vorschreiben läßt, weil sie angeblich moralische oder andere Vorzüge haben, dann zieht sie im Kampfe eben unfehlbar den kürzeren. Das vergessen leider jene gescheiten Leute immer, welche den Antisemitismus im allgemeinen und als politische Bewegung im besonderen verwerfen. Wenn Deutschland jemals wieder gesund werden will, muß es seine Juden und Jesuiten loswerden, weil beide, solange sie irgend etwas zu sagen haben, jedem Gesundungsversuch des deutschen Volkes sofort ihre gesamten Machtmittel entgegenwerfen werden. Um sie aber loszuwerden, müssen wir eine das Judentum offen bekämpfende Bewegung haben. Bei der ungeheuerlichen Menge von Gutmütigkeit, Weichheit und Schwächlichkeit, der sie im deutschen Volke das Gegengewicht halten muß, kann sie gar nicht offen genug sein. Unter Gewalt brauchen deswegen noch lange nicht pogromartige Mittel verstanden zu werden; die Gewalt einer zielbewußten kulturellen und wirtschaftlichen Gegenarbeit und Gesetzgebung würde genügen. Hätte eine volkliche Bewegung die Macht, gegen das Judentum — in der Geschlechtsfrage wäre der Jesuitismus keine physische Gefahr — sich sofort mit allen gesetzmäßigen Mitteln schützen zu können — die Gesetzgebung würde von selbst auch das deutsche Gesindel erfassen, das neben dem Judentum als schädlich in Betracht käme —, so könnte man unter Umständen sogar eine Umwertung der Werte von heute auf morgen wagen, wenn es auch immerhin ein Wagnis bliebe.

Das Judentum ist in dieser Frage so besonders gefährlich, weil es die Moral, welche durch die Umwertung für die Deutschen neu eingeführt würde, bereits teilweise hat, aber mit einer besonderen Nutzanwendung. Die jüdischen Ehen werden

bekanntlich ganz selten aus Liebe geschlossen; in der Regel sind es geschäftliche Abkommen, vermittelt durch das Schadchen als Zwischenhändler. Trotzdem führen die Juden im allgemeinen ein gutes Familienleben, vielleicht mit deshalb, weil die Frau gegenüber ihrem eigenen Manne nicht streng ist; sie drückt bei geschlechtlichen Seitensprüngen ihres Mannes beide Augen zu. Den frühen Geschlechtsverkehr ihrer erwachsenden und erwachsenen Söhne begünstigt sie sogar nicht selten. Nur darf die Wahl des Mannes und der Söhne nicht auf Töchter des eigenen jüdischen Volkes fallen; diese werden für die Ehe aufgespart. Dafür sind für den Juden und die Jüdin die Mädchen des Wirtsvolkes erlaubtes Freiwild. Der natürliche Trieb aller niederrassigen Völker begehrt nach nichts stärker als nach dem blonden Wild. Der Jude ist daher auf das deutsche Mädchen bereits „eingestellt" und als Verführer dem gutrassigen heutigen Deutschen, namentlich der besseren Kreise, weit überlegen. Gäbe man also heute größere Freiheit im Geschlechtsverkehr, so würde eine unverhältnismäßig große Anzahl deutscher Mädchen dem Judentum zum Opfer fallen.

Begünstigt würde diese Erscheinung noch durch einen weiteren Umstand: fast alle großen Vermögen befinden sich jetzt in den Händen des Judentums. Der Jude kann infolgedessen, soweit er mit seiner Person nicht zu verführen vermag, mit seinen Geldmitteln mehr nachhelfen als jeder Deutsche. Eine Autofahrt nach Italien mit Unterkunft in den ersten Hotels ist etwas Schönes, auch für ein blondes Mädchen mit blauen Augen, und in der heutigen Zeit der Not bedeuten auch viel weniger kostspielige Dinge für manches deutsche Mädchen eine starke Verlockung. Aber nicht nur durch Geschenke, Essen und Trinken, Reisen und Vergnügungen, sondern auch in der Sicherstellung etwaiger Kinder als Folgen des Verhältnisses ist der Jude im Vorteil; er kann alles „zahlen". Gerade der gutrassige und am meisten fortpflanzungswerte Deutsche ist heute geldlich meist in schlechter Lage und kann sich keine Sprünge erlauben. Auch wenn der Staat, wie vorgeschlagen, die Kinder, welche das Einkommen der Mutter überlasten,

übernehmen würde, würden immerhin noch manche Mädchen den Mann als Vater vorziehen, der ihnen aus eigenem genug Geld geben kann, das Kind bei sich zu behalten und nach eigenem Gutdünken aufzuziehen.

Abgesehen vom rein Physischen ist aber der Jude überhaupt überall das schlimmste Hindernis, wo der Deutsche nach einem neuen Ideal ringt und um ein neues Ideal kämpft. Seit wir die Emanzipation der Juden haben, ist es immer die gleiche Geschichte. Der Deutsche ersinnt ein neues Hochziel und setzt all sein Herzblut und seinen Geist daran, es zu erreichen. Dann kommt der Jude, nimmt das Ideal, anscheinend als sein begeistertster Förderer, in seine Hände, formt und modelt daran herum, verdreht es, verschmiert es, verdirbt es, und am Schluß steht der gute dumme Deutsche, der natürlich dem so warm für sein Ideal eintretenden Juden sofort nachgelaufen ist und alle am liebsten totgeschlagen hätte, die ihn vor dem Juden warnten, namenlos erstaunt vor dem, was aus seinem Ideal geworden ist.

Der Deutsche faßt den idealen Gedanken der sozialen Fürsorge des Staates für die Armen und Geringbezahlten; der Jude faßt ihn auf und verdreht ihn zum Marxismus. Der Deutsche begeistert sich für Freiheit und Menschenliebe; der Jude schafft daraus die Freiheit für die Großfinanz, alle Menschen ihrem Geldbeutel zu unterwerfen. Der Deutsche will ein Volksganzes erkämpfen, in dem jeder Volksgenosse im Ringen nach oben freie Bahn hätte, und nur die Tüchtigsten an die Spitze gelangen sollten. Der Jude kocht daraus den Brei der Demokratie, welche in allen seinen Wirtsvölkern der Mittelmäßigkeit dauernd die Herrschaft sichert, Alljudaan und der Großfinanz es ermöglicht, Regierungen und Regierte an ihren Fäden tanzen zu lassen, und noch dem untüchtigsten Juden einen Vorsprung vor dem tüchtigsten Deutschen, Engländer, Amerikaner usw. gibt. Aus dem überall in die Tiefe schürfenden deutschen Zweifel an aller Wahrheit macht der Jude eine Relativitätstheorie; aus dem Sehnen nach neuen tieferen malerischen Ausdrucksmitteln für deutsches Empfinden macht der Jude

den Kubismus und den Futurismus; aus dem deutschen Ringen nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten im Reich der Töne wird der Atonalismus; aus jedem Echten wird „Mache". Würde heute eine deutsche Bewegung entstehen, welche das Ideal einer größeren deutschen Freiheit in der Geschlechtsfrage zugunsten der deutschen Kinder und des deutschen Nachwuchses auf ihre Fahne schriebe, so würde sich alsbald das Judentum dieses Ideals liebevoll annehmen, und aus dem deutschen Idealismus würde schließlich eine allgemeine große Schweinerei.

Das Judentum stellt alle Mädchenhändler, es verlegt alle zotige Literatur in Büchern und in Witzblättern; es besitzt alle Kabaretts, Tingeltangels und Kinos; es beherrscht alle Theater und bestimmt die Stücke, die dort aufgeführt werden; kurz es verfügt außer über die Kanzeln in der Kirche über alle Mittel, mittels derer im Volk „Anschauungen" verbreitet werden. Wo es mit seinen Mitteln der Anschauungsbildung restlos durchgedrungen ist, wie z. B. in Berlin, da ist dann auch der letzte Rest von Reinheit und Keuschheit des Empfindens in Liebes- und Geschlechtsdingen verschwunden. Der bayerische Gebirgler hat Lieder, in denen er geschlechtliche Dinge sehr ungezogen behandelt; aber wenn er von Liebe singt, meint er auch Liebe, und wenn er von Herz singt, meint er auch das Herz. Wenn jedoch auf einem Berliner Tingeltangel oder in einer Berliner Kneipe von Liebe die Rede ist, dann kann man ohne jede Bedeutungsänderung an die Stelle dieses Wortes das Wort Koitus setzen, und Herz ist dort ein Synonymwort für Penis und Vagina.

Man braucht dabei noch nicht einmal an böse, volksverderben-wollende Absichten des Judentums zu denken. Der Jude ist eben so wie er ist; für ihn haben die Worte Liebe und Herz eben anderen Inhalt als für den Deutschen, und weil er so wirkt, wie er ist, muß er auf alle anders gearteten Völker verderblich wirken. Würden die Juden innerhalb ihres eigenen Volksganzen leben, könnten sie ruhig so sein, wie sie sind. Jedes Volk schützt sein Volkstum gegen schädliche Auswirkung seiner eigenen Charaktereigenschaften; die alten Juden umgaben ihr Volkstum mit einem dicken bis in alle Einzelheiten ausgefeilten

Gesetzespanzer. Gegen Schädigungen durch eine fremde Rasse nützen aber einem Volk die auf seine eigene Rasse zugeschnittenen Landesgesetze so gut wie nichts. Dagegen kann es sich nur durch ein besonderes Fremdenrecht helfen, wovon die alten Juden in ihrem Lande durch Gesetz und Kirche einen sehr ausgiebigen Gebrauch machten, während die Deutschen in dieser Beziehung dumm wie Kinder sind.

Arthur Trebitsch hat in seinen scharfsinnigen Büchern über Geist und Judentum das Wesen des jüdischen Geistes, den „sekundären" Charakter des jüdischen Geistes, auseinandergesetzt. Der Deutsche wurzelt in allem seinen Denken und Fühlen auf eigenem tiefen Erleben; aus dem Boden saugt er seine Kraft, und jedes Ding baut er von Grund aus auf. Der Jude erlebt nicht, sondern er zieht die Erlebnisse und Schöpfungen der lebendigen Völker ein wie ein Gläubiger die Wechsel seiner Schuldner, wandelt sie in bewegliche Münze um und macht damit Geschäfte. Er huscht ständig auf der Oberfläche hin und her, wendet und schiebt die Güter der anderen hinum und herum, und schließlich ist das, was der lebendige Geist erschaffen, von ihm von unten her unterwühlt und entwurzelt und von oben her umspült und überschwemmt, und über den so entstandenen großen Brei waltet und schaltet er dann als Eigentümer. Die Völker aber stehen da, ihrer eigenen höchsten Güter beraubt, enteignet, entblößt, entlebendigt.

Das gilt ebenso wie von den geistigen Werten auch von den Werten des Gemütes. Der Jude hat seine Frau, die er durch das Schadchen eingehandelt hat, auch gern in seiner Art; aber es ist eben etwas a n d e r e s als die Liebe des Deutschen zu seiner Frau; und wenn der Jude mit seinem blonden Liebchen in der Welt herumfährt, bildet er sich vielleicht aufrichtig ein, das Mädchen fände an seinem „Herzen" genau das gleiche wie bei einem deutschen Manne, der es gern hat; aber es ist ein Unterschied so groß wie zwischen Berlin und dem Gebirge.

Das wären dann aber immer noch die sogenannten „anständigen" Juden. Das Vorhandensein einer sehr großen und sehr einflußreichen Schar von Juden in aller Herren Ländern, welche

ganz bewußt ihr Wirtsvolk in jeder Form zu erniedrigen, zum willenlosen Schemel ihrer Füße zu machen streben, wagt heute kein Jude mehr zu leugnen. Es mag Juden geben, die, wie Trebitsch es schildert, nach jungen deutschen Mädchenleibern gieren aus Sehnsucht nach „Geltung", nach „Anerkennung" durch die als höher empfundene Rasse. Es gibt aber sicher noch mehr Juden, welche den Triumph der schlechten Rasse auskosten wollen, ein Mädchen der edleren Rasse sich unterworfen zu haben, es als Gefäß ihrer Lust gebrauchen zu können.

Natürlich haben alle Judentzer (Philosemiten) recht, die sofort einwenden werden, es gäbe genug Nichtjuden in Deutschland, die kein Haar besser sind als die schlimmsten Juden. Das ist ein schwerwiegender Grund mehr, warum eine jetzige sofortige Umwertung der Geschlechtsmoral zur Zeit nicht möglich wäre. Nicht nur die jüdischen Reichen, sondern auch, was sich in und nach dem Kriege an Deutschen in den Besitz großer Reichtümer zu setzen verstanden hat, ist zum allergrößten Teil Pack und Gesindel, für das es nicht schade wäre, wenn es so rasch wie möglich vom Erdboden wieder verschwände. Gerade diese Bestandteile würden dank ihrem größeren Reichtum und ihrer größeren Gewissenlosigkeit — unter den Gewissenlosen auch die armen — durch eine größere Freiheit der Geschlechtssitten in ihrer Vermehrung begünstigt. Ganz frei von diesen schlechten Bestandteilen wird auch das deutsche Volk nie werden; denn jede Rebe trägt neben edlem Weine auch Stoff zu Abschaum und Trebern. Diese Frage ist aber im Vergleich zur Judenfrage die weniger wichtige und weniger besorgniserregende; mit seinem natürlichen Abfall wird jedes Volk fertig. Das Gesindel konnte in Deutschland nur durch und mit dem Judentum in die Höhe kommen und Reichtum und Einfluß erlangen. Nur der deutsche Händler, der ebenso gewissenlos war wie der jüdische, konnte sich auf dem gleichen Wege des Wuchers und der Schiebungen die gleichen Vermögensvorteile wie der Jude erwerben; dasselbe gilt von all den krummen Wegen, die zu Einfluß und Vermögen führten. Aber nur weil das Judentum überall als Schutz diente, war es nicht möglich,

diese krummen Wege zu verbauen, die unter rein deutscher Herrschaft jedes deutsche Gericht mit Leichtigkeit sofort hätte sperren können. Man denke nur an den Wucher und die Schiebungen mit Valuten und Waren aller Art. Von dem offen aufgelegten, zweifelfreiesten Wucher führten so unendlich viel und fein abgestufte Übergänge zu dem Wucher großer jüdischer Banken und Wirtschaftskonzerne bis hinüber zu den staatlichen, von Juden durchsetzten Rohstoff- und Lebensmittelorganisationen und schließlich sogar bis zur Reichsgesetzgebung selbst – es sei nur an die Bezahlung der ausländischen Wertpapiere, welche die deutsche Regierung selbst in Dollars und Pfunds einlöste, mit Papiermark zum Nominalwert erinnert –, daß man auch den krassesten Wucherer nicht aufknüpfen konnte, weil sich kein Gericht klug genug gewesen wäre über die Grenze, bei der man mit dem Aufhängen hätte aufhören sollen, ohne gegen die bereits Aufgehängten ein Unrecht zu begehen. Schafft den jüdischen Einfluß in Presse, Literatur, an den Bühnen, in der Kritik, im Kunsthandel, an den Universitäten, an den Banken, in den Parteien, unter den Rechtsanwälten, unter den Ärzten, im Staate überhaupt fort, und all das nichtjüdische Gesindel, das sich eingenistet hat, verschwindet ganz von selbst!

Damit sind zwei Voraussetzungen gegeben, die erfüllt sein müssen, ehe das deutsche Volk sich selbst die seiner Art angepaßten Sittengesetze geben kann. Der Einfluß des Judentums in Deutschland muß gebrochen werden. Es muß ihm aber nicht nur die Macht auf geistigem und politischem Gebiet, sondern auch die Machtstellung auf geldlichem Gebiet entzogen werden. Es ist ein Unsinn, wenn deutsche Schwärmer schreiben, man solle dem Judentum ruhig Geld und Geldwesen überlassen; deutscher Geist und deutsche Anlagen hätten genug andere Möglichkeiten zur Betätigung. Wer eine deutsche Oberschicht aus deutschem Edelblut schaffen will, der muß auch dafür sorgen, den Reichtum des Volkes in dieser Schicht anzusammeln. Der Adel jeder Nation konnte sich immer nur halten, solange er im Besitz großer Vermögen war; denn alle Aufgaben einer echten Führerschicht erfordern geldliche Unabhängigkeit. Der Reichtum jedes

Staates beruht auf dem Reichtum seiner Bürger, und wenn der Reichtum nicht in den Händen seiner Bürger ist, sondern in den Händen einer fremden Rasse, dann kann eben nicht im Sinne seiner Bürger regiert werden, sondern nur in dem Sinne jener Bürger, von denen der Staat das Geld bezieht. Man kann nicht sein Volk auf volkliche Höhe führen, wenn man das Geld dazu vom Juden pumpen muß.

In dem Gedanken des Bolschewismus steckt ein wenigstens theoretisch an sich nicht ganz unrichtiger Kern. Einen reblausverseuchten Weinberg bekommt der Weinbauer nur wieder tragfähig, wenn er die Reblaus ausrottet, die befallenen Reben vernichtet, den Acker einige Zeit brach liegen läßt und inzwischen an geschützten Stellen gesunden und kräftigen Nachwuchs heranzieht. In Rußland aber bemächtigte sich des Gedankens sofort wieder das Judentum und drehte ihn wie immer vollständig herum. Dort wurden die Weinbauern von den Rebläusen ausgerottet, alle gesunden Reben vernichtet, der Acker auf unabsehbare Zeit brachgelegt, und die kranken und faulen Reben geschützt. Demgemäß sieht es jetzt auch in Rußland aus. In Deutschland würde eine bolschewistische Umwälzung unter der jüdisch-kommunistischen Führung genau so verlaufen. Wenn das deutsche Volk noch um die Brache herumkommt, können wir sehr zufrieden sein; aber jedenfalls muß eine Ausrottung der an allen Wurzeln seiner Lebenskräfte sitzenden Rebläuse erfolgen, wenn es gesunden will. Denn schon jedem Gesundungs-*versuch* wirken, wie schon gesagt, die Rebläuse mit allen Kräften entgegen. Unter den herrschenden Machtverhältnissen würde eine Sittenänderung im besprochenen Sinne unfehlbar das Einströmen jüdischen Blutes in unsere Rasse verstärken; das deutsche Blut ist aber jetzt schon viel zu sehr verkötert und würde eine weitere Verschlechterung unter keinen Umständen vertragen können.

Sind die bis jetzt genannten drei Vorbedingungen, die Ausschaltung des jüdischen Einflusses und die Überführung der politischen und geldlichen Macht in volklich zuverlässige gut deutsche Hände, erfüllt, dann fiele die weitere Vorbereitung der

Umwertung der **Erziehung** zu. Von welcher Stelle die Erziehung auszugehen hätte, von der Kirche oder vom Staat, hinge von den Umständen ab. An sich wäre die protestantische Kirche in volklicher Richtung entwicklungsfähig; es fragt sich nur, ob die Orthodoxen, die ewig Gestrigen einerseits, die Rebläuse andererseits, die sich auch schon an den Wurzeln der protestantischen Kirche einzunisten begonnen haben, eine solche Entwicklung zulassen. Luther, der große Deutsche, hat den christlichen Glauben von der orientalisch-priesterlich-autoritativen Ausschlachtung der Bibel befreit, während die katholische Kirche diese Auffassung beibehalten und unter Zufügung vieler neuer Orientalismen immer weiter ausgebaut hat. An die Stelle des orientalischen Priestertums setzte Luther die Eigenpersönlichkeit, an die Stelle der bevollmächtigten Autorität die Verantwortlichkeit vor sich selbst. Der Protestantismus hat entsprechend seinem Wesen fast nur in germanischen Völkern Verständnis und Verbreitung gefunden, während die dem Orient näherstehenden romanischen und slawischen Völker dem Katholizismus treu geblieben sind. Das deutsche Volk und die Germanen überhaupt brauchten einen zweiten Luther, welcher die Eigenpersönlichkeit durch die Eigenschaftsworte „deutsch und germanisch" ergänzte, die Verantwortung vor sich selbst untrennbar verbände mit der Verantwortung vor deutschem und germanischem Volk und deutschem und germanischem Blut. Dann könnte die Umwertung der sittlichen Werte auch einer deutsch-christlichen Kirche anvertraut werden.

Anderenfalls hätte sie der Staat in die Hand zu nehmen. In allen seinen Schulen müßte, was für ein kirchlicher Glauben sonst auch darin gelehrt werden möge, der Glaube an deutsches Volk, deutsche Art, deutsches Blut Unterrichtsgegenstand von der ersten Klasse an sein. Die deutsche Geschichte müßte der junge Mann und das junge Mädchen, die aus der Schule entlassen werden, von ihren Uranfängen an beherrschen, nicht nur die politische, sondern ebenso die kulturelle in allen ihren Verzweigungen. Für unsere Frage käme in erster Linie in Betracht die Lehre von deutscher seelischer, geistiger und leiblicher Eigen-

art, die Lehre vom deutschen sittlichen, geistigen und körperlichen Hochziel. Auch das letztere sollen sie in deutscher Gründlichkeit kennenlernen. Knaben und Mädchen sollen wissen, wie ein schöner, gesunder, nackter germanischer Knaben- und Mädchen-, Frauen- und Männerkörper aussieht; nur auf diese Weise ist es möglich, das Augenmerk des zur Ehe und zur Paarung heranreifenden Jünglings und Mädchens wieder auf Gesundheit und Vollendung des Körpers zu lenken, ohne welche eine Wiederhochzüchtung des edlen deutschen Blutes nie gelingen wird. Auch die Nacktkulturbestrebungen der heutigen Zeit haben ihren tiefen gesunden Kern; er kann sich nur nicht rein entfalten, weil derartige Bewegungen durch den Einfluß des Judentums immer gleich wieder verdreckt werden, das sie durch Schaustellungen gegen Eintrittspreise und anderen Mißbrauch in Geschäftsangelegenheiten oder Angeilungsunternehmungen umwandelt. Nacktübungen der Kinder, der Mädchen unter künstlerischer Frauenleitung, der Knaben unter künstlerischer Männerleitung, wären empfehlenswert; es wäre sogar nichts dagegen einzuwenden, wenn an besonders festlichen Tagen, an Maifeiern, Jubiläen und dergleichen von besonders ausgewählten schön gewachsenen Mädchen Nacktreigen, von den Knaben Nackturnübungen öffentlich vorgeführt würden, von den Mädchen in ihren Mädchen-, von den Knaben in ihren Knabenschulen, also nicht gemischt; aber unter Zulassung beider Geschlechter, auch der jugendlichen, als Zuschauer. Die Erlaubnis zum Zuschauen wäre auf Deutschblütige zu beschränken.

Wie schon weiter oben ausgeführt, wird die Züchtung einer deutschen Edelrasse nach Art der Tierzüchtung in Gestüten oder Zuchtfarmen durch die auslesende Hand eines Züchters praktisch niemals durchführbar sein. Der einzig mögliche Weg ist der, dem Deutschen den Geschmack zu verderben an allem Undeutschen, an allem Verkümmerten, Kranken, Schlechtweggekommenen. Genau wie es für einen ästhetisch gebildeten Menschen unmöglich sein wird, sich mit geschmacklosen Dingen zu umgeben, ebenso wird es einem Menschen, der in dem Gedanken an eine zukünftige, körperlich, seelisch und geistig auf

höchster Stufe stehende deutsche Rasse auferzogen worden ist, unmöglich sein, an einem Kümmerwesen Gefallen zu finden, es für sein Leben an sich fesseln und mit ihm Kinder erzeugen zu wollen. Denn die Gewöhnung an den schönen gesunden Körper soll nicht unter dem Gesichtspunkt des künstlerischen Genusses erfolgen, sondern im Hinblick auf das Kind, das dem schönen weiblichen Körper, gezeugt von einem schönen männlichen Körper, entsprießen soll, im Hinblick auf das Volk, dessen Zukunft auf der Beschaffenheit seiner Kinder beruht. Mutterschaft, jede Mutterschaft muß schon den Kindern ein Heiligtum sein, und das Kind das kostbarste Gut, über das ein Volk verfügt.

Der Deutsche der Zukunft muß in der Schule und, was sehr wünschenswert wäre, auch in der Kirche so erzogen werden, daß er nicht anders kann, als die Frauen in Rücksicht auf das kommende Kind, sein Kind und das Kind seines Volkes, anschauen. Das wird ihm von Jugend auf gleichzeitig den moralischen Halt geben und die moralischen Schranken ziehen, die ihn hindern werden, die Freiheit, die im Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern auch geschlechtlich herrschen wird, zu mißbrauchen. Sein eigener Körper wird ihm dabei in Hinblick auf die Vaterschaft so heilig sein wie der des geliebten Mädchens. Für die Frau gilt das gleiche. Die Vorstellung des Geschlechtsverkehrs muß von vornherein mit dem Gedanken an das Kind und dem Willen zum Kinde untrennbar verbunden sein; rückt ein solcher in das Bereich der Möglichkeit, dann muß das Mädchen den Mann, der Mann das Mädchen gar nicht anders anschauen können als unter dem Gesichtspunkte, wäre mir ein Sohn oder eine Tochter mit allen Eigenschaften des Vaters oder der Mutter willkommen oder wünsche ich mir Besseres? Der Ausarbeitung dieser Gedankenverbindung in der Erziehung stünde ein sehr weites Feld offen; das ganze Gebiet der heutigen Rassenhygiene fiele mit hinein. Wenn ein Arbeiter eine Taglöhnerstochter heiratet, so sollen beide schon von der Schule her wissen, wie ein Kind beschaffen sein muß, damit sie als Vater oder Mutter eines Arbeiterkindes Freude daran erleben, und welche Eigenschaften Vater und Mutter besitzen

müssen, um ein Kind erwarten zu lassen, wie sie es sich ersehnen. Die Lehre davon erstreckte sich durch alle Stände, und unendlich viel Gutes könnte auf diesem Wege dem erwachsenden wie dem erwachsenen Menschen eingeflößt werden.

Haben die Lehrer Bedürfnis nach einer Lehrunterlage in der Art des Neuen Testamentes, so finden sie in den einschlägigen Abschnitten aus Nietzsches Zarathustra den denkbar geeignetsten Lesestoff dafür; auch die Pfarrer fänden z. B. im Abschnitt über Kind und Ehe Predigtstoff, wie er ihnen in Form und Inhalt im Neuen Testament nicht herrlicher geboten wird.

Der Begriff der Schamhaftigkeit würde auch für den Geschlechtsverkehr bestehen bleiben; nur wird sich sein Inhalt teilweise ändern. Er wird immer etwas Inniges bleiben, das auf höchstem Vertrauen zweier Menschen zueinander beruht und Berührung durch die Außenwelt nicht verträgt. Zu schämen wird sich der haben, der über diese Vorgänge Witze macht und sich in ihrem Breittreten mit Behagen wälzt. Ein gesundes, wohlgeratenes Kind wäre nur mehr der Gegenstand der Freude und des Stolzes; aber das Mädchen, das sich einem Juden oder einem Chinesen hingäbe, der gesunde deutsche Mann, der eine Jüdin oder Japanesin zur Frau nähme, würde der Schande verfallen. Ein mißgeratenes Kind kann ein Unglück sein, dem man mit Mitleid begegnen wird. Aber ein Kind, das siech auf die Welt kommt, weil sich der gesunde Mann einer kranken Frau oder die gesunde Frau einem kranken Mann verbunden hat, würde der Mutter oder dem Vater nicht Mitleid, sondern Vorwürfe eintragen. „Liebe deinen Fernsten mehr als dich selbst!" Das wird das höchste Gebot jener Zeit sein. Den Fernsten deiner Rasse, *deinen* Fernsten!

Ob eine derartige Umwertung der Sittenwerte unser Volk nicht in wenig Geschlechtsfolgen auf eine rassische Höhe gehoben haben würde, von der sich jetzt niemand etwas träumen ließe? Damit hätte das deutsche Volk dann auch der „Menschheit" das wertvollste Gut geschenkt, das ein Volk überhaupt der Menschheit darzubringen vermag, den hochgezüchteten Rassemenschen. Jedem anderen Volke würde daraus von selbst der

Ansporn erwachsen, seinerseits emporzusteigen, um neben dem höheren Volke bestehen zu können; alle Völker wären damit gezwungen, das Niedrige, Gemeine, Schlechte zurückzudrängen und zu Boden zu zwingen. Die Menschheit, die unsere heutigen Menschheitsapostel und Pazifisten mit ihren Grundsätzen und Anschauungen unter der Unterstützung durch die christliche Moral heranzüchten wollen, bestände aus einem trüben Brei alles Mittelmäßigen und Minderwertigen, was die Erde birgt; alles Edle und Hochwertige wäre ausgemerzt, und als Oberschicht schwömme auf dem Brei das internationale Judentum. Ein deutsches Volk, das sein eigenes Geschlecht zur größten Vollendung gebracht, hat damit auch die höchste Aufgabe erfüllt, die ihm im Dienste an der Menschheit, an der Höherentwicklung des gesamten Menschengeschlechtes gestellt werden kann. Alles Gerede vom deutschen „Gedanken", von deutscher „Kultur", vom deutschen „Idealismus", welche die Welt durchdringen sollen, ist Blech für die anderen Völker und Gift für das deutsche Volk. Arbeitet am deutschen Menschen!

VII. Engellegende

Ein Märchen

Wenn der Forscher jungfräuliches, unberührtes Land aufschließen will, dann legt er sich zunächst aus eigenem Gutdünken einen Weg zurecht, auf dem er in das Dunkel eindringen zu können hofft. Die Wissenschaft spricht dann von einer Arbeitshypothese; sie verlangt von ihr lediglich die Begrenzung durch das naturgesetzlich Mögliche; im übrigen kann die Einbildungskraft schalten und walten, wie sie will.

Seit der Mensch über sich selbst nachzudenken begonnen hat, beschäftigt ihn der Zwiespalt innerhalb seiner eigenen Natur, der Zwiespalt, der ihn ewig zwischen Himmel und Hölle hin und her zerrt, den Goethe in seinem größten Werke aufgespalten hat in die zwei Personen des Faust und des Mephisto, der Zwiespalt zwischen Geist und Tier. Die christliche Religion erklärt ihn mit dem „Sündenfall" des Menschen. Aber diese christliche Arbeitshypothese und Grundlage der ganzen christlichen Religion ist, wie die Ergebnisse der Naturwissenschaft mit aller Sicherheit erkennen lassen, falsch. Es war auf Erden nicht zuerst der Heilige da, der der Sünde verfiel, sondern das Tier, das sich ins Heilige zu erheben trachtete. Wie das geschah, darüber tappen wir noch völlig im Dunkeln; in einem Dunkel, das sogar ein Märchen als Deutungsversuch zulässig erscheinen lassen mag.

Wenn man nachts in seinem Bette liegt und aufmerksam lauscht, tönt oft ein leises, geheimnisvolles Rauschen an unser Ohr, auch wenn weit und breit kein Wasser seine Wellen spielen läßt und auch der Wind sich schlafen gelegt hat. Die Erscheinung ist bekannt; die Medizin behauptet, man höre da das Rauschen des eigenen Blutes. Aber das ist nicht wahr; denn dann müßte man es immer hören, wenn Ruhe in der Natur und im eigenen Gemüte herrscht. Es macht sich aber nur in be-

stimmten Nächten bemerkbar; bei klarem Himmel, in jenen Nächten, in denen jeder Strauch und jeder Baum von einer eigentümlichen träumerischen, ein rätselhaftes Heimweh erwekkenden Stimmung umwoben ist. Was wir da hören, ist der Elektronenstrom der Erde. Auf die beschienene Seite der Erde sendet die Sonne unaufhörlich einen reißenden Strom negativer Elektronen; sie überlädt damit die Erde und erzeugt einen Elektronenüberdruck auf ihr. Unter günstigen Umständen strahlt die Erde ihren Überschuß an negativen Elektronen auf dem von dem Druck der Sonne befreiten Teil der Erde, auf ihrer Nachtseite, wieder in den freien Weltenraum aus. Der Strom dieser Elektronen schlägt in windstillen Nächten an unser Ohr.

Es war einmal – vielleicht sind es eine, vielleicht auch nur eine halbe Million Jahre her – eine große Unruhe über die Bewohner des Jupiter, die Jupiterier, gekommen. Viele Jahrtausende waren schon vergangen, seit die blonde, blauäugige Jupiterrasse die Alleinherrschaft auf dem Planeten angetreten hatte. Zu immer höherer Stufe hatte sie sich emporentwickelt. Zuerst bewußte, dann unbewußt gewordene Auslese der körperlich Schönsten und geistig Tüchtigsten hatte ein Geschlecht entstehen lassen, in dem es Krankheit nicht mehr gab, wo Not und Sorge ums tägliche Brot und die Bedürfnisse des Lebens unbekannte Dinge waren, in dem alles Häßliche und Gemeine keinen Platz mehr hatte. Die Schichtung der Bevölkerung entsprach nicht mehr zufälligen Besitzverhältnissen und Abstammungen, sondern nur mehr dem Maße der Begabung, welche der einzelne besaß. Freiwillig und selbstverständlich fügte sich der Minderbegabte in die Unterordnung unter den Hochbegabten, jeder bewußt, an seiner Stelle das Beste für sein Volk und sein Land zu leisten. Die Gesetze der Natur auf dem Jupiter und im Weltall waren durchforscht bis ins kleinste, und wo sie für das Wohl der Jupitermenschheit ausgenutzt werden konnten, arbeitete die Natur in ihrem Dienste.

Frau Sorge hatte aber trotzdem den Jupiterball noch nicht verlassen; fand sie auch in der Wohnung des einzelnen keine Stätte mehr, so hatte sie sich dafür in den Palästen häuslich

eingerichtet, in denen die Besten und Klügsten des Volkes über das Schicksal der Jupitervölker berieten und beschlossen. Zwei Dinge waren es vor allem, welche die Gemüter des obersten Rates mit Unruhe zu erfüllen begannen. Die wissenschaftliche Überwachung der inneren Wärme des Jupiterballes hatte ein ständiges, wenn auch sehr langsames Sinken der Temperatur erkennen lassen und ebenso die laufenden Messungen der Sonnenstrahlen eine andauernde Abnahme der Intensität. In einigen hunderttausend Jahren mußte die Menge der aus beiden Energien schöpfbaren Arbeitskräfte unter den Betrag gefallen sein, den die Jupitermenschheit zur Aufrechterhaltung ihres Kultur- und Lebensstandes benötigte.

Und noch ein zweiter Umstand ließ den Rat nach Neuem Umschau halten. Das Wertgefälle auf dem Jupiterballe hatte sich bei zunehmender Hochentwicklung auf allen Gebieten allzusehr vermindert; die geistige und willensmäßige Spannkraft der Jupiterjugend fand infolgedessen kein genügendes Arbeitsfeld mehr auf dem Heimatboden und dürstete nach Betätigung.

Nun hatte die Wissenschaft schon lange die Möglichkeit festgestellt, mit Hilfe des Elektronenstromes den Jupiterball zu verlassen und Ausflüge in das Weltall zu unternehmen. Auch die Landungsmöglichkeit auf anderen Planeten war berechnet und als ausführbar erkannt worden. Nicht aber war sich die Wissenschaft noch einig geworden, ob die elektrostatischen Verhältnisse auf den anderen Planeten auch die Rückkehr zum Jupiter erlauben würden. Aber der Tatendrang der Jugend ließ sich nicht mehr zügeln, und wenn das Wagnis gelang und die Möglichkeit einer Ansiedlung auf den der Sonne näheren Planeten ergab, dann war für viele weitere hunderttausend Jahre die Zukunft des Jupitergeschlechts gesichert. Die meisten Aussichten für eine Besiedelung bot nach den Forschungen der Astronomen der Planet Erde. Sechzig Jünglinge der besten Geschlechter waren bereit, eine Forschungsreise auf die Erde zu unternehmen, auf das Wagnis hin, für immer nach dort verschlagen zu werden.

Ein Weltenkugelschiff, in seiner Art selbst fast ein Planet

kleinster Sorte, wurde in den Elektronenstrom eingestellt. Mit annähernder Lichtgeschwindigkeit sauste es durch den leeren Raum. Zur ausgerechneten Zeit entstiegen die jungen Jupiterier an der südwestafrikanischen Küste ihrer Kugel.

Das Leben auf der Erde befand sich damals auf der höchsten Höhe seiner Entwicklung. In ungeheurer Üppigkeit bedeckten Wälder aus Laub- und Nadelhölzern, Palmen, Riesenfarnen und Riesenschachtelhalmen das Festland, nur unterbrochen von Sümpfen und Seen, auf denen sich Wasserpflanzen von märchenhafter Größe und Blütenpracht schaukelten. Eine Tierwelt von unermeßlicher Mannigfaltigkeit vom kunstvoll gemalten zierlichen Falter an bis zu den ungeschlachten massigen Riesenkörpern der Dinosaurier und Dinotherier, die sich durch Sümpfe und Wälder wälzten, belebte die Natur. Was heute von ihren Nachkommen noch auf Erden herumkreucht, sind verkümmerte, heruntergekommene Geschlechter, armselige Gesellen, angepaßt der seitdem an Wärme und Fruchtbarkeit so jammervoll verarmten Erde. Auch die den Erdverhältnissen entsprechende in natürlicher Entwicklung höchst erreichbare Stufe irdischer Intelligenz war bereits in dem heute Pithecanthropus alalus benannten Geschöpf — ein Geschöpf viel mehr als Affe und viel weniger als Mensch — erreicht. Die niedrige, weit zurückfliehende Stirne war halb bedeckt mit lang herabwallenden Haaren; die plattgedrückte Nase führte über zu dem von dickwulstigen Lippen umsäumten breiten Mund mit noch halb tierischem Gebiß und dem weit vorgeschobenen Unterkiefer. Die gedrungenen Arme und Beine endeten in gut ausgebildeten Händen und Füßen, an welch letzteren die große Zehe noch zum Greifen und Klettern tauglich war. Noch bestand ausgesprochene Ähnlichkeit mit höheren Affenarten; aber den weiten Abstand verriet sofort das kluge unter stark vorgewölbten Brauen herausschauende Auge. Zufrieden und glücklich lebten diese Vormenschen an den Rändern der Wälder, die ihnen wie die Sümpfe und die kurzen trockenen Strecken zwischen Sumpf und Wald das ganze Jahr über reichliche tierische und pflanzliche Nahrung boten. Kleidung hatten sie nicht nötig; vor den dro-

henden Gefahren der Tierwelt hatte sich ihre geistige Überlegenheit genügende Schutzmittel zu schaffen gewußt.

Die Jupiterier durchforschten mit ihren Flugzeugen den ganzen Erdball und genossen in vollen Zügen die Unberührtheit dieser in ihrer Wildheit so großartigen Natur. Ihr Kugelschiff hatten sie fest verankert. Als Ballast und gleichzeitig als Reservekraftstoff für den Fall, daß ihre Maschinen zur Nutzbarmachung der Sonnenstrahlenenergie aus irgendwelchen Gründen einmal versagen sollten, hatten sie viele Zentner von kristallisiertem Kohlenstoff mitgenommen; in vergangenen Zeiten hatten Diamantenbergwerke den Jupiteriern den Stoff für ihre Verbrennungskraftmaschinen geliefert wie uns die Steinkohlenbergwerke; nun hatten sie für ihre Forschungsreise auf diesen Stoff zurückgegriffen, der Verbrennungsenergie in reinster, leichtester und dichtester Form enthielt. Den Ballast an Diamanten hatten die Jupiterier aus ihrem Schiff herausgeschafft; den Hauptvorrat an der Küste in der Nähe des Schiffes, Teilvorräte an verschiedenen anderen Stellen der Erde niedergelegt.

Fest und unbeweglich lag das sicher verankerte Kugelschiff da. Immer sorgloser überließen die Jupiterier es sich selbst; die Bewachung bauten sie mehr und mehr ab, und schließlich wurde das Schiff, für Geschöpfe der Erde von Anfang an unerreichbar und unersteigbar, oft wochen- und monatelang sich selbst überlassen.

Alles hatten die Astronomen und Physiker des Jupiter genau berechnet, und doch war eine Möglichkeit ihrem vorsorgenden Blick entgangen. Schon waren fast zwei Jahre seit der Ankunft des Schiffes verflossen, als dieser unvorhergesehene Fall eintrat. Die Erde geriet zum Mond in eine Stellung, in der das Kugelschiff gleichzeitig gerade in die Linie der stärkstmöglichen nächtlichen Elektronenausstrahlung der Erde und die Linie der stärkstmöglichen Anziehungskraft des Neumondes zu liegen kam. Dieser Beanspruchung war die Verankerung des Schiffes nicht gewachsen; es riß sich los und wurde vom Elektronenstrom fortgetragen. Als die auf die Jagd gegangene

Wachtbesatzung zurückkehrte, fand sie das Schiff nicht mehr vor. Der Diamantengräber klaubt heute aus den Sanden Südwestafrikas die letzten Spuren der Ankerstätte des Schiffes; das Meer hat allmählich die noch unberührten Diamantenlager der Forschungsexpedition verschluckt und später mit Sand vermischt wieder ausgespien.

Die Jupiterier waren junge Leute und entbehrten alsbald die Frau. Als einzige dürftige Ersatzmöglichkeit boten sich ihnen die Weibchen der Vormenschen. Die Vormenschen hatten sich zuerst vor ihnen versteckt; aber die Jupiterier hatten, als sie das erste Paar gefangen hatten, die höhere Stufe dieser Wesen erkannt und schonten sie. Die Vormenschen merkten es und wurden bald vertrauter. In den vom Himmel gekommenen Männern mußten sie Götter erblicken; nachdem sich dieselben freundlich zu ihnen erwiesen und sie durch Gaben mancher Art heranlockten, ließen sie die Scheu fahren und näherten sich ihnen, in der Unterwürfigkeit, die höheren Wesen gegenüber geziemt. Die Weibchen rechneten es sich zur Ehre an, von den Göttern genommen zu werden. Himmelsboten nannten sie sie, und als Himmelsboten, als Engel lebten sie im Gedächtnis der Völker fort, und alle Völker stellen die Engel mit blonden Haaren und blauen Augen dar.

Aus der Paarung zwischen den Engeln und den Vormenschen entstanden die ersten Menschen. Schon von den Vormenschen gab es damals in verschiedenen Erdteilen verschiedene Rassen, wie den verschiedenen Erdteilen auch verschiedene Affenrassen entsprechen, die damals mit den Vormenschenrassen und heute noch mit den Menschenrassen der gleichen Erdteile gewisse Ähnlichkeiten aufweisen. Am meisten bevorzugten die Jupiterier eine nordische Vormenschenrasse, die unter allen am höchsten stand; das war der Ursprung der Arier. Die meisten Jupiterier erlebten auch noch das Mannbarwerden ihrer Erdenkinder, und kreuzten sich von neuem namentlich mit den ihnen verhältnismäßig am ähnlichsten geratenen Mädchen der nordischen Rasse. Von diesen Nachkommen mit doppeltem Zufluß

von Jupiterierblut stammen die Herrenmenschen der germanischen Völker.

Von dieser Herkunft rührt auch der innere Zwiespalt im Menschengeschlecht her. Denn es kreuzte sich hier eine Wesensart, die für die Erdenverhältnisse im allgemeinen und für die Entwicklungsstufe des Vormenschentums im besonderen viel zu hoch stand, mit einer Wesensart, welche in ihrer Entwicklung die den irdischen Verhältnissen angepaßte Höchststufe bereits erklommen hatte und für die Paarung mit einer Halbgottstufe, wie sie der Jupitermensch im Vergleich zum Erdenvormenschen einnahm, viel zu niedrig stand. Das war unnatürlich, und an dieser Unnatur krankt das Menschengeschlecht bis zum heutigen Tag. Verstärkt wird der Zwiespalt noch durch die bleibende oder vielmehr ständig zunehmende Ungeeignetheit der äußeren Verhältnisse des Erdballs. Der Vormensch hätte sich bei natürlicher Weiterentwicklung den sich ändernden Verhältnissen auf dem Erdball, der Abnahme der Wärme, der Luftfeuchtigkeit, der Fruchtbarkeit wie jede Tierart angepaßt. Für die Jupitermenschen wären die Erdverhältnisse von vornherein auf die Dauer untragbar gewesen, wenn sie nicht unter dauerndem Nachschub die Kolonisation des Erdballs mit allen Errungenschaften ihrer Technik in Angriff hätten nehmen können. Nun lebt der Mensch dauernd unter seiner Natur nicht entsprechenden Verhältnissen, an die er sich auf natürlichem Wege, durch Zuchtwahl und Entwicklung, nicht anzupassen vermag, weil er zu wenig Erdentier ist, und die er auf künstlichem Wege, soviel sich der Jupitermensch in ihm dafür auch Mühe gibt, nicht genügend verbessern kann, weil er zu wenig Jupitermensch ist. Es kam ein Geschöpf zustande, das auf Erden nicht daheim ist, und das sich die ihm zusagende Heimat nicht zu schaffen vermag. Es schleppt das Gefühl der Heimatlosigkeit ewig wie ein Bleigewicht an seinen Füßen weiter, und sein Traum von einer Heimat, die es nach dem Tode in irgendeinem fremden Himmel finden soll, ist eben doch nur ein Traum, für denkende Menschen nicht einmal ein schöner Traum.

Der schwerste Kampf aber, den der Mensch durchzufechten

hat, ist nicht der gegen die äußeren Verhältnisse, sondern der um die Erhaltung und Vorherrschaft des Jupiterblutes in ihm gegen das Überwuchern des Halbtierblutes, des Vormenschenblutes. Denn in diesem Kampf hat die größere Menge der Trümpfe die Erde in der Hand, und Trotz bieten kann er ihr nur durch die größere Gewalt des einzigen Trumpfes, den er dagegen auszuspielen vermag, des in ihm noch fließenden Jupiterblutes. Mutter Erde hält an ihrem Busen warm nur die Geschöpfe, die ganz unter ihrer Obhut aufgewachsen sind und nicht Eingriffen in die natürliche Entwicklung ihre Wesensart verdanken. Jedes vom Züchter hochgezüchtete lebende Wesen, sei es Pflanze oder Tier, hat sich vom Schoße der Mutter Erde wider deren Willen entfernt; die Natur sucht es mit allen ihren Kräften wieder an sich zu ziehen und ihren natürlichen Bedingungen zu unterwerfen. Wenn die Hand des Züchters nicht ständig über den durch Züchtung erworbenen Eigenschaften wacht, verfallen die edle Rose oder der vollblütige Hengst entweder der Entartung und dem Untergang, oder sie kehren auf dem Wege der Kreuzung wieder auf die Stufe ihrer Schwestern und Brüder zurück, von denen sie die Hand des Züchters losgerissen hat. Eine Mittel- oder Mischstufe zwischen dem ursprünglichen Stamm und der Hochzucht, mit viel Stammeseigenschaften und wenig Hochzuchteigenschaften, kann sich unter Umständen auch nach Ausschaltung der Hand des Züchters noch einige Jahrhunderte halten; aber schließlich gewinnen auch in diesen Mischstufen die Eigenschaften des Urstammes unweigerlich die Oberhand, und Mutter Erde hat wieder voll und ganz, was Ziele verfolgen wollte, die nicht in ihrem Plane lagen.

Der Mensch der Gegenwart ist ein Mittelding zwischen dem Halbtier der Vorzeit und dem Vollmenschen des Jupiter. Was ihn über dem Halbtier erhält, ist das Jupiterierblut, das noch in ihm kreist und in seiner Artung die Hand des Züchters vertritt. Je mehr dasselbe durch das Halbtierblut verdünnt und verdrängt wird, desto unrettbarer sinkt der Mensch schließlich auf die Halbtierstufe wieder zurück, mag er sich auch vielleicht

einige Jahrhunderte hindurch auf einer demokratischen Mischstufe zwischen Mensch und Halbtier als eine Art Unter- oder Niedermensch behaupten können. Sobald der Anteil des Jupiterierblutes unter einen bestimmten Betrag heruntergegangen sein wird, wird sich der allgemeine Rückschlag in das Niedermenschentum sehr rasch vollziehen; auf der Niedermenschenstufe wird sich der Verlustvorgang infolge der starken Verdünnung verlangsamen, bis auch hier wieder der Betrag eine bestimmte Grenze unterschritten haben wird; ist das geschehen, dann wird sich der allgemeine Rückschlag ins Halbtiertum wieder ungemein rasch vollziehen.

Man sei sich darüber klar: dem ersten Rückschlag ins Niedermenschentum stehen wir bereits bedenklich nahe; ein oder zwei Jahrhunderte sind nämlich in diesen Fragen keine Zeit. Und wie wenig weit ein erheblicher Teil der heutigen Völker, selbst der kultivierten, vom Halbtiertum entfernt ist, erlebt man bei Revolutionen; siehe Rußland. Die Blutsfrage ist daher eine Frage von ungeheurem Ernst und ungeheurer Tragweite; zunächst für die germanischen Völker, in denen noch das meiste Jupiterierblut fließen dürfte; im Anschluß daran aber für die ganze Menschheit. Indem die christliche Religion den Engel als ein erst durch den Tod erreichbares Ziel in den Himmel verschob, hat sie die germanischen Völker, welchen die Menschheitsaufgabe zugefallen war, das Engelblut im Menschen hier auf Erden zur Vollendung zu bringen, schwer geschädigt.

Wenn heute ein Zeppelin, ausgerüstet mit Flugzeugen und Errungenschaften aller Art, in den Weltraum fliegen und auf einem Planeten landen könnte, der sich noch auf der Entwicklungsstufe des Pithecanthropus befände, würden seine Insassen von den mit Vernunft begabten Bewohnern des Planeten als Götter oder Halbgötter angebetet werden. Noch nach Jahrtausenden würde in den Nachkommen die Sage von den Geschöpfen, welche fliegen konnten, lebendig sein; die Erinnerung an die unbegreiflichen Flugmaschinen würde sich allmählich umwandeln in begreifbare angewachsene Flügel, welche jene Göt-

ter durch die Lüfte trugen. Aber einerlei, ob die Engel Nachklänge eines weit zurückliegenden Menschheitserlebnisses oder Vorgenuß frommer Wünsche sind; die Schlußfolgerung bleibt immer gleich unerbittlich: entweder wir retten das, was in uns Engelblut ist oder sein könnte, vor dem Untergang, oder die Menschheit sinkt von Stufe zu Stufe, bis sie im Halbtiertum das natürliche Gleichgewicht mit den physikalischen und biologischen Lebensbedingungen der Erde gefunden hat. Entweder wir züchten den Höhenmenschen, oder wir verzichten auf das Menschentum. Das Zwischending zwischen Engel und Halbtier, das der Mensch der Gegenwart darstellt, schon jetzt mit steigendem Überwiegen des letzteren, ist auf die Dauer auf unserem Planeten nicht daseinsfähig. Und wenn uns eine herrschende Moral den Weg zum Höhenmenschen verbaut, müssen wir nach einer besseren Moral Ausschau halten. Völkerdämmerung breitet ihre Schatten über uns!

Nachlese und Schluß

Nun, lieber Leser, der du meinen Ausführungen guten und ehrlichen Willens gefolgt bist, wirst du das Buch mit schweren Bedenken aus der Hand legen. Das ist ganz in der Ordnung. Aber ich möchte eine Bitte an dich, die im Buch schon des öfteren gestellt worden ist, hier noch einmal wiederholen. Die Zustände der Gegenwart, die ich schildere, sollst du mit den Augen der Gegenwart prüfen, ob ich sie richtig geschildert habe. Wenn du aber die Vorschläge für die Zukunft, die neue Moral, deiner Erwägung unterziehst, dann setze, bitte, nicht die Brille der Gegenwart auf, sondern schaue mit deinen Augen in die Zukunft, in die Zeit nach 50, 100 oder 200 Jahren, und frage dich, ob es schön wäre, wenn meine Moral Wirklichkeit geworden wäre. Kannst du die Frage bejahen, dann stoße dich nicht an ihrer Undurchführbarkeit in der Gegenwart. In der Gegenwart würde, wie im Abschnitt VI ausgeführt, die allgemeine Einführung der neuen Moral nur den Minderwertigen zugute kommen, ja sie, die als Heil- und Gesundungsmittel gedacht ist, käme in Gefahr, in Bälde von unreinen Händen in Gift für unseren Volkskörper verwandelt zu werden.

Eine neue Moral, eine neue Weltanschauung, eine neue Zeit müssen aber erst einmal irgendwann empfangen worden sein, ehe sie geboren werden. Ihre Geburt fällt mit ihrem ersten großen Sieg zusammen; ihre Empfängnis liegt immer weit, weit zurück, mindestens 50, vielleicht aber auch 100 und 200 Jahre, in jener Zeit, in der die neuen Gedanken zum ersten Male auftauchten und einerseits auf einige willige Herzen und Gehirne, andererseits auf Hohn, Widerspruch und Empörung stießen. Zur Zeit der Empfängnis ist der Gedanke immer „unzeitgemäß", gegenwartsunmöglich; aber die Empfängnis muß vorangegangen sein, wenn nach 50 oder 100 oder 200 Jahren die Geburt erfolgen soll. Lasse dich, Leser, daher nicht abschrecken, weder durch die Bundesgenossen, welche der

Gedanke finden wird, noch von den Gegnern, welche ihn in Grund und Boden verdammen werden; sie sind die natürlichen Begleiterscheinungen alles Neuen, das sich ans Tageslicht wagt. Wie Nietzsches Zarathustra seine eifrigsten Anhänger zunächst in Schwachschultrigen fand, welche die Lasten der Übermenschenverantwortung niemals zu tragen vermocht hätten und die Lehre im Sinne eines verantwortungslosen Auslebens verstanden, während keine Religion der Einzelpersönlichkeit so schwere Verantwortung aufbürdet wie das Evangelium von Zarathustra, so wird die neue Geschlechtsmoral zunächst den stärksten Beifall jener gewinnen, welche an ihr nur die Freiheit sehen, welche sie Mann wie Weib geben will, nicht aber die ungeheure sittliche Verantwortung gegenüber Mann, Weib und Kind, welche die Voraussetzung dieser Freiheit ist. Der Widerstand wird von drei Seiten einsetzen. Zunächst von allen Köternaturen, welche sich im Besitze fühlen und jetzt, soweit sie es durch die Zeitumstände zu Reichtum gebracht haben, als Männer das Vorrecht auf alle edle Weiblichkeit, als Frauen das Vorrecht auf alle edle Männlichkeit haben. Die Klügeren unter ihnen werden wahrscheinlich die Gefahr, die ihnen in der neuen Moral droht, noch eher wittern als die Gutblütigen, zu deren Schutz sie gedacht sind, und sie werden plötzlich von christlicher Moral nur so triefen. Dann von den Satten aller Art, welche, sei es aus Bedürfnislosigkeit, sei es durch glückliche Umstände, unter der heutigen Moral auf ihre Kosten gekommen sind und nun aus ihrem persönlichen Wohlbehagen den Schluß ziehen, es sei auch eine für die Allgemeinheit vortreffliche und wohlbekömmliche Moral, an der man nichts ändern solle. Und endlich von allen konservativen Naturen, welche nur gut finden, was alt ist, und alles Alte gut, nur weil es alt ist. Diese drei zusammen bilden eine ungemein starke Kampfgenossenschaft, um so stärker, als Kirche und Staat auf ihrer Seite stehen werden. Zu ihnen wird sich überdies noch ein großer Teil der volklich Gesinnten gesellen, also jener Schicht, aus der allein die neue Moral geboren werden kann. An sie sei noch ein besonderes Wort gerichtet.

Die Völkischen und Alldeutschen schreiben soviel und fast in jeder Nummer ihrer Blätter von dem Betrug am deutschen Volke, der von seiten ihrer Gegner schwarzrotgoldener wie schwarzrotweißer Färbung alltäglich verübt werde. Aber Alldeutsche und Völkische machen sich selbst seit Jahrzehnten eines Betruges am deutschen Volke schuldig: sie täuschen es über die wahre gegenwärtige Zusammensetzung des deutschen Volkes. Wer alldeutsche oder völkische Blätter liest, kennt die Lehre seit dreißig Jahren auswendig: es gibt ein großes deutsches Volk mit allen guten und edlen Eigenschaften des deutschen Volksstammes, das auch heute noch die überwältigende Mehrheit der Deutschen umfaßt; es ist aber überwuchert von einer dünnen Schicht Fremdrassiger und Schlechtblütiger; diese haben mit Hilfe jüdischen Geldes und auf Schleichwegen aller Art alle geistigen, wirtschaftlichen und politischen Beeinflussungsmittel, Presse, Literatur, Kunst, Banken, Parlament usw. an sich gerissen, haben die deutsche Volksseele gefälscht, und spiegeln nun dem Auslande und dem deutschen Volke selbst als deutsches Volk vor, was in Wirklichkeit nur ein dünner künstlich aufgetragener Firnis über dem Volksganzen ist. Es bedürfe nur einer kräftigen, entschlossenen Hand, welche mit scharfer Beize diesem Firnis zu Leibe rückte, und das herrliche Holz, aus dem der deutsche Volkskörper geschnitzt ist, würde in alter Reinheit wieder vor uns stehen.

Aber diese Vorstellung ist falsch und entspricht nicht der Wahrheit. Die heutige schwarzrotgoldene deutsche Regierung ist eine durchaus wahrheitsgemäße Vertreterin der deutschen Volksmehrheit, und wenn wir heute sämtliche Juden und Jesuiten aus dem Reich entfernen würden, würde sich die deutsche Mehrheit neue Führer wählen, welche getreulich in den Fußstapfen der Vertriebenen weiterwandern würden. Und ebenso sind die heutigen nationalen und völkischen Parlamentarier der getreue Ausdruck der hinter ihnen stehenden Massen und keineswegs zu Unrecht an die Spitze ganz anders gearteter Wählermassen geratene Einzelnaturen. Nein, die Sache ist umgekehrt, und es hat gar keinen Sinn, die Augen davor zu verschließen.

Die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes ist bereits verkötert, und was in ihm noch gut- und edelblütig ist, ist eine dünne, schwache Unterschicht, die von der großen Masse überwuchert und unterdrückt ist, und unter den heutigen Verhältnissen mit jedem Tag dünner und schwächer wird, dünner und schwächer werden muß. Unsere völkische Jugend, die sich so hoffnungsfreudig gebärdet und sich sagt, wir sind aus anderem Holze als ihr Alten, wir werden uns durchsetzen und alles noch zum Besten wenden, irrt sich über ihre Stärke. Der gute Wille genügt nicht, wenn Arme und Köpfe nicht zahlreich genug sind, die Gegner zu vergewaltigen.

Es gibt Viele, die glauben, wenn man die Minderheit der guten Deutschen, die heute meistens in schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen sind, wieder wirtschaftlich besser stelle, den vielen Heiratslustigen genügend Wohnungen verschaffe, ihnen Gehälter zahle, die ihnen eine größere Kinderzahl gestatteten, dann werde sich dieser wertvollste Bestandteil des deutschen Volkes von selbst wieder in die Höhe rappeln. Aber derartige Maßregeln würden im allergünstigsten Falle nur wieder Verhältnisse herstellen, wie wir sie in Deutschland vor Beginn des Krieges hatten; damals brauchte kein Heiratslustiger oder Kinderfreund wegen Wohnungsmangels von seinen Absichten abzustehen. Aber unter diesen Verhältnissen war ja der Niedergang unseres Volkes an Menge und Güte bereits in vollem Gange!

Es ist daher auch falsch, Hoffnungen auf die „Rassenhygiene" zu setzen. Die Rassenhygiene hat zwei Ziele: einmal dem zahlenmäßigen Rückgang der Geburten entgegenzuarbeiten, und zweitens die Erzeugung und Erhaltung gesunder Menschen zu fördern. Damit sind ihre Aufgaben aber auch erschöpft. Zur Erreichung dieser Ziele sind schon viele Mittel vorgeschlagen worden: die Verhinderung der Fortpflanzung gesundheitlich, geistig und moralisch Minderwertiger durch Sterilisation, die gesetzliche Forderung von Gesundheitszeugnissen vor Eingehung der Ehe, Frühehe, eingreifende Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Steuerbegünstigung der Verheira-

teten und Kinderreichen, Wohnungs- und Bodenreform, Abkehr vom Industrialismus und Merkantilismus zum volklichen wirtschaftlich in sich geschlossenen Staat, planvolle Ausgleichung der Schäden der Zusammenhäufung großer Menschenmassen in Industriezentren und Großstädten durch hygienische, soziale und kulturelle Gegenmittel, sorgfältige Säuglingsfürsorge und Jugenderziehung usw. Aber all das sind Halbheiten.

Lenz schreibt z. B. in seinem schon erwähnten Büchlein:

„Ein junger Mann der geistigen Berufe kann heute in dem Alter, wo die geschlechtlichen Triebe ihre größte Stärke zu erreichen pflegen, einfach nicht daran denken, zu heiraten. Günstigenfalls nach einem, eventuell erst nach zwei Jahrzehnten kann er darauf hoffen, ein Einkommen zu haben, das die Gründung einer Familie ermöglichen würde. In der Zeit der größten Intensität der Triebe ist er entweder mindestens ein Jahrzehnt lang auf Enthaltsamkeit angewiesen oder auf höchst bedenklichen Verkehr. Die große Mehrzahl geht den letzteren Weg; und dieser führt geradezu regelmäßig über kurz oder lang zu verhängnisvollen Krankheiten und häufig genug zur Unfruchtbarkeit, wie die genannten Zahlen zeigen."

Was will Lenz dagegen tun? Er schlägt Wege vor, um im Studium einige Jahre einzusparen, dreijährige Vorschule für die Begabteren und Kürzung der Ferien. Mit 17 Jahren sollen die Jungen auf die Universität kommen und dann mit 25 heiraten können. Ob diese Kürzung vom schultechnischen und allgemein erzieherischen Standpunkt aus wünschenswert ist, sei hier nicht erörtert. Ebensowenig die Frage, ob das Mehr der Ehen, das dann vielleicht mit 25 Jahren geschlossen würde, irgendwie belangreich für den Zweck der Übung, die Erreichung einer für den Bestand der höheren Art genügenden Nachkommenschaft, sein würde. Ich möchte lediglich den Professor der Rassenhygiene um eine ihm wohl sicher leicht erreichbare ärztliche Statistik bitten, in welchem Alter die meisten geschlechtlichen Erkrankungen erfolgen. Ich habe selbst keine brauchbaren Zahlen zur Hand, würde mich aber höchlichst wundern, wenn sich dabei nicht als das bevorzugteste Alter das zwischen

17 und 25 ergeben würde, also das Alter, für das die Lenzschen Vorschläge von vornherein keine Besserung bringen.

Ich möchte sogar eher eine Vermehrung der Erkrankungen namentlich im jugendlichsten Alter vermuten. Die Mehrzahl der im Alter zwischen 16 und 18 geschlechtlich Erkrankenden gehört Ständen an, die in diesem Alter bereits aus der Schule entlassen sind, während die Gymnasiasten im großen und ganzen durch den Schulzwang vor den geschlechtlichen Erkrankungen geschützt sind. Es würde also durch die Vorschläge des Rassenhygienikers wahrscheinlich nicht einmal eine Minderung der Geschlechtserkrankungen erreicht werden.

Aber man kann sich eben als Universitätsprofessor nicht gut zu der Erklärung versteigen: Unsere ganze heutige Geschlechtsmoral taugt nichts! Sonst läge nämlich eine andere Schlußfolgerung sehr viel näher. „In der Zeit der größten Intensität der Triebe ist er (der akademisch gebildete junge Mann) entweder mindestens ein Jahrzehnt lang auf Enthaltsamkeit angewiesen oder auf höchst bedenklichen Verkehr.“ Daraus ergibt sich der ebenso einfache wie zwingende Schluß: Da Enthaltsamkeit erfahrungsgemäß nicht zu erreichen ist, muß der Gedanke nach allen Richtungen hin erwogen werden, die Möglichkeit unbedenklichen Verkehrs zu schaffen.

Nach Professor Lenz wird in 100 Jahren die Bevölkerung Deutschlands „ihrer erblichen Beschaffenheit nach so beschaffen sein, wie heute die Schicht der ungelernten Arbeiter“. Alles, was mit den Maßregeln der heutigen Rassenhygiene bestenfalls erreicht werden könnte, wäre ein Hinausschieben dieses Zustandes um 50 oder 100 Jahre.

Wenn die Entwicklung so weitergeht wie jetzt und es käme nach weiteren zwei Jahrhunderten ein Diktator etwa auf den Gedanken, die deutsche Rasse noch retten zu wollen, dann bliebe ihm nur mehr ein einziger Weg übrig. Er müßte die ganze Nation durchsuchen lassen nach Männern, die noch die guten nordischen Rasseeigenschaften ungetrübt in sich vereinigen. Davon würden sich vielleicht noch zehn oder zwanzig Stück auftreiben lassen. Von ihnen müßte er dann jeden auf einige 100

sorgfältig ausgewählte Frauen loslassen und mit ausgesuchten Kindern wieder sorgfältige Kreuzungen vornehmen lassen. Ob das dann wohl als „sittlicher" empfunden würde als eine jetzige allmähliche Vorbereitung auf eine Erneuerung unserer Anschauungen in der Geschlechtsfrage?

Man wende sich nicht empört von solch „frivolen" Zukunftsbildern ab. Das oben gezeichnete Zukunftsbild ist ein kühles, mathematisches Ergebnis höchst nüchterner und aller Frivolität ferner Zahlen, gegen die alle treffliche Gesinnung, Frömmigkeit und Biederkeit nicht aufkommen können. Es handelt sich um blutig ernste Dinge. Man betrachte sich doch nur einmal die Gesamtheit aller der „Köpfe", die gegenwärtig die deutschen Parteien, auch die nationalen, als ihre „Besten" dem Volke vorzustellen wagen, und vergleiche sie mit beliebigen Ministern und Führern aus der Zeit vor 50, ja vor 40 und 30 Jahren. Man wird entsetzt sein, wie sich unsere Rasse in dieser Zeit verschlechtert hat. Oder man höre sich die Musik an, zu der unsere heutige Jugend Shimmi oder Foxtrott tanzt! Es ist reine Negermusik; also für unser Volk nicht ein Rückfall um einige Jahrhunderte, sondern um einige Jahrtausende. Sie findet allgemeines Wohlgefallen, entspricht also offenbar der Empfindungsstufe jener Rasse, welche als Mehrheit heute in den Tanzsälen der Großstadt darüber entscheidet, was gespielt wird. Wenn auf den Korpsbällen und den Bällen der guten Gesellschaft die gleichen Weisen die Tanzfolge beherrschen, so zeigt das, wie rasch eine maßgebend gewordene Unterschicht in einem Volke die oberen Schichten zu sich herabzuziehen vermag, worauf bereits hingewiesen wurde.

Ähnlich sieht es in der bildenden Kunst aus. Wenn man heute in der Malerei Darstellungen begegnet, welche an Leistungen der ersten Kinderjahre erinnern, oder in der Plastik Gestalten, welche die unbeholfenen Formen und das blöde Äginetenlächeln der griechischen Kunst aus dem 7. Jahrhundert vor Christi zeigen, so begründen Künstler und Kunstgelehrte diese Erscheinung mit dem Bestreben, zu neuen Ausgangsstellungen zurückzukehren, um von ihnen aus in anderer

Richtung auf eine höhere Kunststufe zu gelangen, als man in der bisherigen „erschöpften" Richtung erreichen konnte. In Wirklichkeit handelt es sich um ein bewußtes oder unbewußtes Tasten, auf welche Kulturstufe man herabsteigen muß, um der heute zur Geltung gelangten Blutmischung und Besitzerschicht entsprechende Kunst zu liefern. Dabei ist es vorteilhafter, einige Stufen zu tief zu greifen, weil man von ihnen aufsteigend leichter und weniger auffällig zu der heute richtigen Stufe gelangen kann, als wenn man von der Höhe heruntersteigt. Die heute kaufkräftige und kunstkaufende Schicht steht rassisch viel zu tief, um für die Feinheiten der Kunststufen des vergangenen Jahrhunderts Verständnis zu haben. Ebenso dürfte die kommende Künstlerschicht selbst das Gefühl haben, nicht mehr leisten zu können, was ihre Vorgänger geleistet haben. Künstler und Käufer suchen so nach der Kulturstufe, welche ihrer gegenwärtigen rassischen Beschaffenheit entspricht.

Man glaube ja nicht, durch dieses Herabsteigen auf die Naivität einer niederen Rasse in Wirklichkeit einen naiven Ausgangspunkt für einen neuen Wiederaufstieg wie bei einer aufsteigenden Rasse gewinnen zu können; solange das Sinken einer Rasse anhält, bleibt auch die Kunst auf dem absteigenden Ast. Die Italiener haben niemals mehr die rassische Höhe der Geschlechter ihrer großen Kunstepochen erreicht und damit auch niemals mehr die künstlerischen Leistungen jener Zeiten, ebenso die Holländer. Seit Michelangelo, Tizian, Raffael, seit Rembrandt, van Dyck und Franz Hals waren Italiener und Holländer wiederholt auf sehr tiefe Kunststufen herabgestiegen; hinaufgekommen auf die alte Höhe sind sie niemals wieder.

Auch das auffallende Überhandnehmen des Mystizismus in den verschiedensten Formen und Gesellschaftsschichten vom Universitätsprofessor bis zur Köhlersfrau sollte man nicht auf gemütliches Niedergedrücktsein infolge der Kriegserlebnisse und der wirtschaftlichen Verhältnisse zurückführen wollen. In den höheren Gesellschaftsschichten geben sich mit Mystik unter der Maske der Religiosität oder des philosophischen Tiefsinns

mit besonderer Vorliebe solche Leute ab, die selbst keine Not leiden und denen die Not des Volkes und des Vaterlandes kaum zu Herzen geht. Es genügt auch hier zur Erklärung das Herabsinken der Rasse, das sich auf den Lehrstühlen der Universität genau so bemerkbar macht wie auf den Sitzen der Regierung. Die ganze Geschlechtsfolge ist dümmer geworden, und wo die Dummheit wächst, gedeiht auch der Aberglaube.

Man soll sich doch nicht einbilden, Erscheinungen, welche die logische und natürliche Folge einer seit Jahrhunderten herrschenden Moral sind, anders als durch völlige Abkehr von dieser Moral heilen zu können. Lenz sagt in seinem Büchlein sehr richtig: „Wer diese Zusammenhänge einmal wirklich eingesehen hat, der weiß, daß dort die Entscheidung über das Schicksal der Nation liegt, und dem wird das, worüber die Parteien zu streiten pflegen, nicht mehr der hauptsächliche Gegenstand seiner politischen Sorge sein. Ja, er wird einem Politiker, der kein Verständnis dafür hat, es im Grunde gar nicht glauben können, daß es ihm wirklich um das wahre Wohl der Nation zu tun sei. Es kommt also alles darauf an, den Zeitgenossen zum Bewußtsein zu bringen, daß sie verantwortlich für die kommenden Geschlechter sind." Gut! Wie ist das aber, wenn auch die Politiker, welche das Verständnis und das Verantwortlichkeitsgefühl dafür haben, in Wirklichkeit diese Verantwortlichkeit ausschließlich — der Kirche überlassen, jener Kirche, unter deren herrschender Geschlechtsmoral eben alle jene Erscheinungen eingetreten sind und notwendig eintreten mußten, die jetzt jeden für die Zukunft des Geschlechtes sich verantwortlich fühlenden Politiker und Nichtpolitiker mit Entsetzen und schwärzester Sorge erfüllen? Wie, wenn alle völkischen und nationalen Verlage, die dazu berufen wären, der Verantwortlichkeit Ausdruck zu geben, sofort ihre Pforten schließen, wenn einer anklopft, der jener Sorge durchgreifend zu Leibe zu rücken versucht? Wenn die rücksichtslose Überlegung aller damit zusammenhängenden Fragen sofort unterbunden wird, sobald sie das von der herrschenden christlichen Geschlechtsmoral gezogene Gitter niederzulegen versucht?

Der gleiche Verlag, der das Büchlein von Lenz herausgibt, öffnet gern allen „harmlosen" Büchern den Weg zur Öffentlichkeit. Da hat er in der Rassenfrage jüngster Zeit ein Buch „Der deutsche Mensch" von Hermann Meyer herausgebracht. Ein Buch, in dem viel Treffliches und Schönes und Gutes zu lesen steht. „Der deutsche Mensch", den da Meyer heranbilden will, würde sicher ein sehr tüchtiger, brauchbarer und braver Mensch sein. Aber von heute auf morgen werden sich ja Herr Meyer und sein Verleger wohl kaum die Umänderung der Denkart im deutschen Menschen auf Grund ihrer guten Lehren denken. Und wie dann, wenn in 50 oder 100 Jahren der deutsche Mensch, den Meyer sich als Träger seiner Lehren vorstellt und auf dessen Empfänglichkeit für seine Lehren er rechnen muß, einfach nicht mehr vorhanden ist, wenn die physischen und die psychischen Voraussetzungen seiner Lehren fehlen? Wenn dann der deutsche Mensch, wie Lenz schreibt, „seiner erblichen Begabung nach so beschaffen sein wird wie heute der Durchschnitt der ungelernten Arbeiter"? Glauben sie, aus diesem Material den deutschen Menschen ihrer Zukunftsträume bilden zu können?

Oder da läßt der Alldeutsche Verband durch seinen Baron Vietinghoff-Scheel „Grundzüge des völkischen Staatsgedankens" als eine Art Programmschrift des Alldeutschen Verbandes niederschreiben und darin dem völkischen Staat als oberstes Ziel stecken: „Das deutsche Volk in den Stand zu setzen, aus sich von Geschlecht zu Geschlecht ein leiblich, geistig und sittlich immer höher geartetes Volk emporzuentwickeln". Wenn man als Naturforscher weiß, mit welch unerbittlicher Folgerichtigkeit sich die Natur nach ihren eigenen Gesetzen richtet und wie wenig sie nach den Ratschlägen und Vorschriften der Idealisten irgendwelcher Art fragt, wenn man erkannt hat, wie gerade das, was heute als „sittliche Höhe" in der Geschlechtsmoral besonders auch von den völkischen und nationalen Kreisen betrachtet wird, die höherwertigen Deutschen mit unbedingter Sicherheit zum Aussterben verurteilt, dann kann man solche „Ziele" nur mit einer Art wehmütiger Rührung lesen. Wir

entwickeln uns auf Grund dieser angeblichen „sittlichen Höhe" von Geschlecht zu Geschlecht dem Volk mit der Begabung der heutigen ungelernten Arbeiter entgegen, und alle jene wunderschönen Programmschriften vom künftigen völkischen deutschen Menschen werden von den Kindern und Enkeln der heutigen ungelernten Arbeiter lächelnd beiseitegeschoben werden. Sich selbst wird dann jene Bevölkerung wohl aus Naturinstinkt heraus jene Gesetze geben, deren Erörterung nur zuzulassen den „sittlich Hochstehenden" von heute bereits zu „unsittlich" erscheint. Aber den ausgestorbenen hochwertigen Deutschen werden sie damit nicht mehr ins Leben rufen.

Alle die bekannten Maßregeln der Rassenhygiene werden sich mit als notwendig erweisen, um sowohl der Minderung der Geburten wie der Verminderwertigung der Geborenen wirksam entgegentreten zu können. Aber sie berühren immer nur die eine Seite der Frage, die rein gesundheitliche, und lassen unsere wesentlichste Sorge außer acht: wie erhalte ich das hochwertige deutsche Blut, die deutschen Edelinge in allen Schichten unseres Volkes? Die rassenhygienischen Verbesserungen werden die Vermehrung des weniger wertvollen, mittelmäßigen und schlechten Blutes zum mindesten ebenso, wahrscheinlich — weil das Mittelgut im allgemeinen gesundheitlich schon von vornherein robuster veranlagt ist als das edle — noch mehr begünstigen wie die des edlen. Sobald aber das Verhältnis der Begünstigung auch nur das gleiche bleibt, muß, wie gezeigt wurde, das edle, hochwertige Blut unter der heutigen Moral von dem unedlen Mischblut überwuchert und aufgesogen werden. Wir bekommen dann einfach statt der heute auch gesundheitlich höchst mangelhaften Köterrasse eine gesundheitlich einwandfreie Köterrasse, in der die Todesfälle an Tuberkulose, Alkoholismus, Syphilis, in der Geisteskrankheiten, Schwachsinn, Verbrechen zu Seltenheiten geworden sind, ebenso aber auch das Heldentum des Geistes, des Empfindens und des Charakters, das „Edle". Die ganzen geschilderten Folgen des allmählichen Aussterbens des Edelblutes, des Engelblutes, bleiben bestehen, auch wenn die Rassenhygiene ihre sämtlichen

Ziele durchsetzt; das am Schlusse der Entwicklung stehende Halbtier, das wieder an den Busen der Mutter Natur zurückgekehrt sein wird, wird dann eben ein gesundes Halbtier sein, während ohne Rassenhygiene die Natur ein krankes Halbtier zurückempfangen wird, das sie erst mit den üblichen Mitteln der tierischen Auslese, durch Epidemien, Unbilden, Kampf gegen andere Tiere und Kampf unter sich zu gesunden umzüchten wird.

Die Minderheit der Gutblütigen wäre heute wohl noch imstande, unter einer Führung, die durch Intelligenz die zahlenmäßige Schwäche ausgliche, genügend Leute aus der Kötermenge mit sich zu reißen, um die Herrschaft im Staate an sich bringen zu können. Aber um an der Herrschaft zu bleiben, um der Herrschaft im Volke eine auf die Dauer tragfähige Unterlage zu geben, müßte sie auch zahlenmäßig wieder in die Höhe kommen und ihr Blut zu vervielfältigen verstehen. Das ist aber nur möglich, wenn alle Unterlagen, auf Grund derer die heutige Kötermehrheit zur Mehrheit und das gute Blut zur Minderheit geworden sind, durchgreifend geändert werden. Dazu gehört vor allem die Frage der Fortpflanzung, deren heutige Lösungsform, wie alle Tatsachen beweisen, das Überwuchern des Minderwertigen und das Aussterben des Hochwertigen mit oder ohne Rassenhygiene in jeder Weise begünstigt. Es ist möglich, daß die Wege, die in diesem Buche vorgeschlagen sind, Irrwege sind; darüber kann nur die Erfahrung entscheiden. Wer bessere und wirkungsvollere weiß, der melde sich. Aber daß der Weg, den wir nun Hunderte von Jahren gehen, ein Irrweg ist, das ist ganz sicher; darüber hat die Erfahrung einwandfrei entschieden.

Was in diesem Buche niedergeschrieben ist, geht auf eigene Verantwortung des Verfassers, auf seine Verantwortung allein. Er darf sich wohl mit einem gewissen Recht selbst Völkischer nennen; das Buch ist aber ohne jede Fühlungnahme mit anderen Völkischen entstanden. Wer die gegenwärtig in der völkischen Bewegung führenden Geister kennt, dem ist das ohne weiteres klar; aber es könnte Gegner der Bewegung geben, die

das Buch gern der Bewegung als solcher „an den Rockschoß hängen möchten“; nur für sie ist diese Bemerkung bestimmt. Die völkische Bewegung ist noch nicht entfernt so weit, um die Größe der Aufgaben auch nur überblicken zu können, die sie mit ihrem allgemeinen Ziel, das deutsche Volk auf eine bisher noch nicht gekannte, wahrhaft volkliche Höhe zu führen, übernommen hat. Sie steckt selbst noch vollständig in den alten Begriffen von Gut und Böse, unter deren Wirkung das deutsche Volk von all den Höhen, die es bereits errungen hatte, wieder herabgeglitten ist und notwendig immer wieder herabgleiten muß, und ist noch keinem Versuch, das Alte zu überwinden, gewachsen. Ihr scharfer Antisemitismus ist nichts Neues, sondern altes, den früheren Geschlechtern selbstverständliches Erbgut, und alles Andere, was sie zur Zeit treibt, ist zum Teil Hindernis für jede Erneuerung, zum Teil nur Voraussetzung des Neuen. Voraussetzung allerdings auch der neuen Moral, für die, wie schon gesagt, die Brechung des jüdischen Einflusses und der Macht der Leihfinanz, sowie die Erweckung des Volksbewußtseins ebenso die zunächst zu erfüllenden und in der Gegenwart allein praktisch anstrebensmöglichen Vorbedingungen sind wie für jede politische Höherentwicklung.

Die wenigsten „Völkischen“ werden überhaupt nur die Tatbestandsunterlage der im Buch behandelten Frage in ihrer vollen Tragweite zu erfassen verstehen: das unaufhaltsame Sinken des guten volklichen Blutes infolge der heutigen moralischen Anschauungen unter eine zahlenmäßige Stärke, ohne welche der völkischen Bewegung jede Zukunft verbaut ist, ohne die sie also von vornherein sinnlos ist. Der gute Wille und Eifer der paar Leutchen, die heute volkliche Gesinnung mit gutem volklichen Blut vereinigen, tut's nicht, auch wenn sie sich die Finger wund schreiben und die Kehle heiser reden; darüber schieben sich schließlich die Masse Köter und der Moloch Geld erbarmungslos hinweg. Was sie als weiteren Anhang gewinnen können, besteht heute notwendig selbst zu großen Bruchteilen aus Köterblut, das nur bei der Stange zu halten ist, wenn der rückgratbildende, gutblütige Bestandteil sich stän-

dig vermehrt und verstärkt; andernfalls sinkt er in die allgemeine Kötermasse wieder zurück. Der gut blütige Bestandteil, nicht der gut gesinnte; denn nur das gute Blut gibt der guten Gesinnung die Dauer. Man sehe sich nur den fürchterlichen Mangel an volklichem Instinkt nicht nur in unseren gegenwärtigen nationalen, sondern auch in den völkischen Kreisen an; dieser Instinktmangel ist nicht Folge mangelnder guter Gesinnung und guten Willens, auch nicht mangelnden allgemeinen Menschenverstandes, sondern es fehlt hier an gutem Blute, das sich von selbst des rechten Weges wohl bewußt ist.

Ebenso fremd werden die meisten „Völkischen" dem eigentlichen Problem des Buches gegenüberstehen: wie ist es möglich, das deutsche Volk zu einer sittlichen Höhe zu erziehen, auf der es die Entsündigung des Geschlechtsverkehrs und die größere Freiheit der Moral ohne Schaden für seine volkliche Gesundheit, ohne die Gefahr, der Hemmungslosigkeit zu verfallen, vertragen kann? Die völkische Bewegung mißt, wie in der Politik, so auch in allen anderen Fragen mit alten Maßstäben; sie wagt in der Politik nicht nach „neuen" Männern zu greifen, sondern bleibt beim behäbigen alten Schlag; was sie z. B. in die Parlamente bringt, unterscheidet sich der Art nach in nichts von den nichtbewährten Männern der alten nationalen Parteien, ja eigentlich nicht einmal von der Art Leute, welche die anderen Parteien ins Parlament schicken. Ebenso wird sie heute noch auch jede neue Anregung, jedes neue Buch, jeden geistigen Führer verwerfen, die nicht nach der Bewertungsweise einer heutigen höheren Mittelschule die Note zwei oder eins verdienen. Das darf aber ihrer Volkheit bewußte, anders denkende und anders sehende Köpfe nicht abschrecken, ihre Gedanken ihrem Volke zur Erwägung – um mehr wurde von Anfang an nicht gebeten – zu unterbreiten.

So sei das Buch, in vollem Bewußtsein all der Verdammungsurteile, die auch von den politischen volklichen Gesinnungsgenossen darüber werden gefällt werden, der Öffentlichkeit übergeben. Ehe du aber verdammst, lieber Leser und Kri-

tiker, erwäge wirklich; lies das Buch lieber noch einmal; frage dich, ob die Grundlage der fortschreitenden Verköterung stimmt; frage dich, ob du andere Mittel weißt als der Verfasser, die Verköterung aufzuhalten; frage dich, ob solche etwaige andere Mittel nicht schon längst versucht und erprobt sind und sich als untauglich erwiesen haben; frage dich, ob der Verfasser nicht doch am Ende — recht hat. Aber selbst, wenn es dich nur angeregt hat, über ernste Fragen nachzudenken, mit denen du dich noch nicht beschäftigt hast, hat das Buch seinen Zweck erfüllt. Das gute Blut liegt im Sterben; das ist eine furchtbar ernste Mahnung an unser heutiges Geschlecht!

Namen- und Sachverzeichnis

Inhaltsverzeichnis

